79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Inhalt: „Von zarter Hand", Roman von Johannes Richard zur Megede. — „Johannes", von Richard Nordhausen. — „Hausglück", Gedicht von Ernst Muellenbach. — Chinesische Beamte, von A. Oskar Klaußmann. — Schießübungen an der Artillerieschule zu Fontainebleau, von P. Kauffmann, II. — „Die Hungersteine", Roman von Gertrud Franke-Schievelbein (Fortsetzung). — „In der Großstadt", Gedicht von Adelheid Stier. — Ein Opfer der Frauenbewegung, von K. B. — Der schöne Ede, von Anna Ritter. — Dr. Paul Schlenther, von Sch. — Zu unsern Bildern. — Schach. — Rätsel. — Literatur. — Briefmappe.
Abbildungen: Lied und Liebe, nach dem Gemälde von August Mayer. — Demaskiert, nach einem Aquarell von Emil Brack. — Schießübungen an der Artillerieschule zu Fontainebleau, vier Abbildungen von P. Kauffmann. — Die neueste Komposition, nach dem Gemälde von Felix Ehrlich. — Zur Karnevalszeit in einem Münchener Café, Originalzeichnung von J. von Wodzinski. — Dr. Paul Schlenther. — Aus Zeit und Leben: Abgeblitzt, nach dem Gemälde von Ethel Wright.

Von zarter Hand.

Roman

von

Johannes Richard zur Megede.

I.

April — Ragaz — Krone — Graf von Carén —. Man braucht nicht gerade allwissend zu sein, um daraus zu erkennen, daß ich mich zurzeit etwas auf dem Trockenen befinde. Sonst würde ich nicht die tote Saison des Welthades gewählt haben oder zum wenigsten im „Ragazer Hof" abgestiegen sein. Ein Tagebuch würde ich dann aber ganz gewiß nicht schreiben. Ich thu's, weil man doch etwas zu thun haben muß, und weil meine Trübsalsfanfaren nicht ganz ungehört verklingen sollen.

Es ist zwei Uhr nachts, und das Donnern der Tamina dringt herüber. Ich habe soeben eine sehr geistreiche Konfrontation mit meinem Rasierspiegel beendet ... Etwas mitgenommen sähen wir aus, Herr Graf, für unsre achtundzwanzig Jahre — aber die kleinen Mädchen haben ja so was immer gern: etwas müder Mund, unter den Augen die interessante Bläue, alles in die fahle Diplomatenblässe getaucht, in der uns nur noch die Kellner der Nachtcafés über sind. Dennoch ist's ein scharfes, nicht mal dummes Gesicht mit — ich bitte um Verzeihung — ausgesprochen gutmütigen braunen Augen. Wenn mein Waschtischspiegel etwas größer wäre und ich nicht zum Aufstehen zu faul, könnte ich noch eine schlanke, elegante Figur konstatieren, auf die in meiner Familie besonders gezüchtet ist. Im Verein mit einem ungefaßten Monocle machte sie mich immer zu einer ganz acceptabeln Erscheinung auf dem Petersburger Parkett. — Ja Petersburg ... die Sorgen ... der Kanarienvogel meiner Tante ... Wenn doch die beiden das Zeitliche segneten — die gelbe Canaille heute, die Tante morgen! Es wäre beiden so leicht bei ihrem hohen Alter und der gichtischen Anlage. Aber sie haben kein Herz für mich. Ich komme dabei auf eine Gefühlsphilosophie, die dem Tagebuch ziemlich gleichgültig sein kann und mich außerdem mit der Vogelschutzgesetzgebung in Konflikt bringen würde.

Also fangen wir noch einmal von vorne an: ehrlich, wenn's auch uns Diplomaten schwer fällt; — scharf, damit es nicht vergeudete Zeit ist.

*

Also ich komme ziemlich geraden Weges aus Petersburg; offiziell auf ein Jahr gesundheitshalber nach der Riviera beurlaubt — auch länger, noch viel länger, so lange ich will. Das ist stillschweigende Uebereinkunft. Schwindsüchtig bin ich nicht. Dafür zeigt mein Geldbeutel alle Symptome des letzten

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Lied und Liebe.

Nach dem Gemälde von August Mayer.

Stadiums der „Galoppierenden“. Das ist keineswegs erbliche Belastung, denn die Finanzen meines in Gott ruhenden Herrn Vaters prädestinierten mich gewissermaßen für die diplomatische Carriere. Schuld daran, daß ich jetzt etwa so gut situiert bin, wie mein dralles Thurgauer Stubenmädchen — ist nicht das Spiel, nicht der Wein, nicht die wahre Liebe — sondern die Thatsache, daß ich über ein Jahr von der gesamten Lebewelt einer europäischen Hauptstadt um ein selten köstliches Juwel beneidet wurde, dessen Edelsteinfassung auf dem matten Grunde Mechelner Spitzen mich so fabelhafte Summen kostete, daß ich sogar zur Veräußerung meines väterlichen Gutes schreiten mußte. Kurz darauf verlor ich das Juwel. Mein Geldbeutel bekam schwindsüchtige Anwandlungen. Zur Stärkung wurde mir erst Petersburg, zuletzt die Riviera verordnet — und ob die Komödie nun mit einem kurzen Knalleffekt in Monte Carlo endet oder mit einem langen Siechtum in irgend einem Nest, das ist mir vorläufig ziemlich gleichgültig. Denn ein Rettungsstern blinkt mir noch: das ist meine Tante. Stern? . . . Na, wenn ich ganz genau wüßte, daß sie diese Charakteristik niemals liest, würde ich ungefähr folgendes sagen:

Sie ist eine ekelhafte, zweiundsiebzigjährige alte Jungfer, die nie etwas auf Erden geliebt hat, ausgenommen ihren Kanarienvogel. Sie ist fromm und giebt keinem Bettler einen Sou; sie ist edel, und sie könnte mich auf dem Schaffot enden sehen. — ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!‘ — Jawohl, liebe Tante Jeannette, das bist du nach deiner unmaßgeblichen Meinung in der Potenz. Ich aber sage: Wenn du hinüberschwebst und Petrus nicht sofort die Himmelsthür vor dir verriegelt, so bitte ich um ein bescheidenes Plätzchen am Höllenfeuer. Denn mit dir im Paradiese? Dank' unterthänigst.

Für den einzigen Sohn ihres Bruders hat Tante Jeannette ungefähr so viel Interesse, wie eine Schildkröte für einen russischen Windhund. Wenn man eben Pech hat! Als dreijähriger Bengel soll ich mal in großer Gesellschaft bewundernd gesagt haben: „Tante, du siehst ganz aus wie eine Schildkröte.“ Das raubte mir endgültig ihre Sympathie. Habe ich das große Wort wirklich gesprochen, so zeugt das für eine seltene Beobachtungsgabe. Denn wenn sie durch das Zimmer schiebt auf Plüschschuhen mit fettgewölbtem Rücken, hat sie entschieden etwas von dem großen Kriechtier. Ich habe noch nie von fetten alten Jungfern gehört — sie aber hat's fertig gebracht! Und so was wohnt in Berlin — im Tiergartenviertel — in einer entzückenden Villa mit Riesengarten. So was besitzt Millionen und sieht nie einen Menschen bei sich. Der Hofstaat ist: Obermarschall und Tyrann ein rheumatischer Kanarienvogel — Kammerherr vom Dienst ein alter, dicker, scheinheiliger Betbruder mit blauer Nase und einem langen, schwarzen Rock, den er beim Anmelden wie einen Talar schwenkt — Palastdame eine spindeldürre Mamsell, der ich wärmere Gefühle für den Dicken zutraue. Geliebt bin ich von allen nicht. Die Kanarienvogel — meine Tante würde es für lasterhaft halten, ihr Herz an einen Kanarienmann zu hängen — sträubt empört die Federn, sobald sie mich erblickt. Die gelbe Bestie empfindet richtig: ich bin ihr Todfeind. Das feiste Gesicht des Dieners wird steinern, sobald er dem etwas leichtfertigen Grafen Louis — das bin ich — die Flügelthüren zum Salon öffnen muß. Und das ist keine Maske. Denn er vergiebt es mir nie, daß ich seine blaue Nase langer und zarter Beziehungen zu der Chartreuseflasche auf dem Büffett beschuldigte. Die Mamsell ist äußerst devot, aber sie macht mich stets darauf aufmerksam, daß die gnädige Comtesse sehr schlecht geschlafen habe und um Gottes willen nicht aufgeregt werden dürfe. Einmal verbat ich mir das scharf. Die Folge war, daß am nächsten Tage der Dicke diesmal freundlich lächelnd erklärte, daß meine Tante mich wegen heftiger Migräne nicht annehmen könne.

Und um dieses verwunschene Schloß samt Königin und Kanarienvogel zu erobern, bin ich sechsmal im tiefsten Winter von Petersburg nach Berlin gereist. Es gehörte wahrhaft gräflicher Mut zu diesem Unterfangen. Denn erstens mal meiner Tante zu beichten — von einem „kleinen Mädchen“, großartiger Verschwendung, kompletten Ruin. Sie ertrug's übrigens. Nur bei dem „kleinen Mädchen“ klingelte sie erschöpft nach Riechsalz. Dann Reue, Zerknirschung heucheln — dann nicht vorhandene Verwandtschaftsgefühle wecken — dann, als Meisterstück der Verstellung, der zweiundsiebzigjährigen Schildkröte um den Hals fallen und gottergeben zu sagen: „Jetzt hab' ich nichts, als den Himmel und dich, Tantchen!“ Metternich würde sicherlich in dem Moment wie ein Waisenknabe neben diesem jungen Novizen erschienen sein, der sogar eine ganz echte Schauspielerträne aus der Augenecke wischte. Wenn's mir die alte Dame nun abgeschlagen hätte, weil sie mich doch durchschaute, so könnte ich ihr's nicht mal übelnehmen. Aber sie that etwas ganz andres. Sie seufzte, sah gen Himmel — der fette Rücken zitterte gerührt — und sprach wie folgt:

„Lieber Neffe, die Vorsehung ist weise, und wir dürfen ihr planvolles Wirken nie zu unterbrechen versuchen. Das wäre frivol! Sieh mal, ich habe außer den beiden Guten draußen niemand, als diesen Vogel,“ — dabei zeigte sie auf ein vergoldetes Bauer, wo sich die Kanariendame kampfbereit plusterte. „Und in einer schlaflosen Nacht kam ich auf den Gedanken: für dieses liebe Tierchen muß gesorgt werden, wenn ich nicht mehr bin.“ Das Untier piepste darauf wehmütig. „So habe ich denn mein Vermögen außer zwei Legaten einer frommen Stiftung vermacht, der ich das Wohl dieses gefiederten Lieblings auch nach meinem Tode anvertrauen kann. Stirbt Lola vor mir“ — sie hauchte nur noch vor Rührung —, „dann ist die Vorsehung mit meinem Thun nicht zufrieden. Ich nehme es als Zeichen und vernichte das Testament. Und dann bist du ja der Erbe. Bei Lebzeiten gebe ich nichts . . . Louis, Louis, du bist ein Verschwender!“ — Das weiß ich nun zwar allein, aber es hilft mir nichts. Bei der Gelegenheit muß ich übrigens erst ein Schafs- und dann ein Verbrechergesicht gemacht haben, denn plötzlich schrie Tante Jeannette auf: „Louis, du willst Lola morden! Ich seh's deinen Augen an.“ Der Gelbe flatterte verzweifelt in seinem Käfig, als wenn er bereits mein Messer an der ewig heiseren Kehle fühlte. Nach einigen Augenverdrehungen beruhigte sich die Tante, ward ganz Majestät und schloß die Philippika: „Versuch es nie, Louis, denn ich müßte dich unbedingt enterben! Und jetzt laß mich mit Lola allein. Ich habe in einen Abgrund gesehen, vor dem mir schaudert.“

Seit der Unterredung bin ich wie verhext: ich kann die Mordgedanken nicht los werden. Und dabei ist's eine ganz aussichtslose Sache. Mit Lola läßt man mich nie mehr allein. Die Tante steht hinter mir, den Diener zur Rechten, die Mamsell zur Linken, wenn ich die Kanariendame trotzdem zu sehen wünsche. Und ich bemühe mich scham- und würdelos um ihre Gunst, flöte sie an, verdrehe liebevoll die Augen. Sobald ich aber den Finger zwischen die Stäbe strecke, hüpft der Gelbe verzweifelt, und die Tante sagt würdevoll zu mir: „Er traut dir nicht.“ Dann himmelt sie den Gelben an: „Lola, Lola . . . mein Liebling — man plant Böses gegen dich,“ — bis das Ungeheuer, dem die Schildkröte unbegreifliche Liebesgefühle einflößt, ganz gerührt auf seiner Stange von einem Bein zum andern torkelt und so ersterbend piepst, daß mich köstliche Todeshoffnungen durchbeben. Jawohl, Kuchen! Er lebt und frißt und tyrannisiert die Tante heute noch und ist vollständig immun gegen die Petersilie in meiner Rocktasche, die in seinem Schnabel ihm ein so sanftes Ende bereiten würde. Alles vergebens! — Ob ich mit dem Dicken Brüderschaft trinke — oder der Dürren eine Liebeserklärung mache? Gedacht habe ich schon daran, doch es ist hoffnungslos. Sie nimmt mich nicht, und der Dicke würde meinen Anschlag sofort verraten.

Sapienti sat. Jetzt habe ich noch rund fünftausend Mark, sitze weltverloren in Ragaz, weil ich in St. Moritz zu bekannt bin und die Riviera vermögenslosen Grafen nur ein Fortkommen als Croupier ermöglicht. — Ragaz? Warum ging ich eigentlich nach Ragaz? — Es war so 'ne Katerides, wie das Tagebuch auch. Good night.

*

Als ob ich in diesem verödeten Hotel nicht gerade Strandgut genug wäre! Seit drei Tagen ist ein Lieutenant mein Zimmernachbar: klein, schwarz, frisch. Ich bin sehr retiré. Du täuschest mich nicht, mein Jungchen, mit der nervösen Lebhaftigkeit, die du zwei schwindsüchtigen Rumäninnen, den einzigen zweifelhaften Zierden unsrer table d'hôte à quatre, gönnst.

Selbstverständlich auch um die Ecke gegangen! Und ich habe nicht die mindeste Lust, von einem Kollegen von der andern Fakultät vielleicht noch um zwanzig Mark angepumpt zu werden. Vorläufig haben wir uns vorsichtig beschnüffelt, das heißt, er mich. Kann nicht recht aus mir klug werden. Bei der Vorstellung wurden die üblichen, absolut unverständlichen Namen gemurmelt. Trotzdem weiß ich durchs Fremdenbuch, daß er von Jaromir heißt. Ich selbst figuriere da als Gr. Carén. Kann alles mögliche heißen und ist mit seiner halben Wahrheit das beste Inkognito. Denn in diesem Gasthofe vielleicht den Rumäninnen mit hachadeligen Airs zu imponieren — deplaciert! Der Lieutenant hat den gewissen Kommißblick und mißtraut mir. Londoner Anzug, Hut von Habig und dabei die Reserve, die uns die Diplomatie immer auferlegt — das reimt sich schlecht mit Gr. Carén. Er kann weder Kavallerist noch in einer großen Garnison gewesen sein. Wahrscheinlich königliches Linienfußvolk von jenseits der Weichsel. Von Pferden keine Idee und von der Welt so viel, wie man aus Kasinogesprächen und endlosen Kommißpeccos ergattern kann. Der Gute war übrigens anfangs äußerst vorsichtig in Bezug auf seine Person. Als Nutzanwendung zieh' ich daraus: erst vor kurzem niedergebrochen — von Gläubigern zu Schanden geritten. Ich vermutete das auf den ersten Blick. Er trägt das Zivil eng, mit Kommißschic, und bläst sich jedes Stäubchen vom Rock — außer seinem Smoking also wahrscheinlich nur noch Räuberzivil. Wir spielen nach Tisch immer Ecarté auf der Bude, weil die Rumäninnen im Lesezimmer zu scheußlich husten und Ragaz von Nebel und Regen trieft. Man kann nicht die fünf Schritte bis zur Tamina hinübergucken. — Spielt übrigens das Ecarté gerissener als ich, der ich es immer als Jeu und sehr hoch gespielt habe. Es ist ein zweifelhaftes Vergnügen, hier wegen fünf Mark Haben oder Nichthaben zwei Stunden auf einem Kattunfauteuil zu hocken. Dem Kleinen ist das Gewinnen ein Riesenscherz — nennt mich dann „lieber Herr Carén“ und „einen famosen Kerl“. Man erträgt's. Aber wenn er lange bleibt, gehe ich.

Was hat er nun eigentlich in Ragaz zu suchen? Gestern nach Mitternacht endlich auf den Leim meines konsequenten Schweigens gekrochen. Hält's nicht mehr aus ohne Beichte. War Grünrock früher, dann bei einem Kriegsschulkameraden vier Wochen in Berlin untergekrochen, der ihn vermutlich flott gemacht hat, jetzt auf der abenteuerlichen Streife nach einer wahnsinnig reichen Berliner Familie, von der er nichts kennt als die Veilchenaugen einer Tochter — und auch die nur auf Pistolenschußweite. Aber doch verdammter Kerl, der Kleine! Sieht das Mädel Unter den Linden, rast der Droschke mit dem köstlichen Inhalt nach, die zum Glück schon vor Hotel Bristol hält. Fünf Minuten später interviewt er den Portier. Die befriedigendsten Auskünfte: vornehme Ausländer — ein wahrer Berg köstlichster Lederkoffer — fabelhafte Trinkgelder — unter Moët et Chandon „Cremant Rosé“ kein Tropfen. Dem verflossenen Jäger, der's bis dato nur zu einer Segeltuchtasche gebracht hat und in seinem Posenmuckel Moët nur par renommé kannte, schwindelt es. Er kann nur noch den Namen in seinem Gedächtnis notieren und dazu die traurige Thatsache, daß die Herrschaften noch heute abend über Ragaz und das Engadin irgendwohin abreisen. Ragaz Station. Mit ganz verrückten Hoffnungen ist er ihnen nun vor- oder nachgereist — das weiß er selbst nicht. Toller Phantast, der Kleine — die letzten gepumpten Moneten so leichtsinnig ans Bein zu binden! Natürlich ist er stinknäßig verliebt — in zwei blaue Augen, die er nur einmal gesehen hat. Es giebt auf der Welt doch noch Liebe auf den ersten Blick und Idealisten. Eigentlich sollte mir der kleine Mann imponieren. Das ist noch Jugend! . . . Ich habe diese Art Jugend nie gekannt, war nie verliebt. Ein Graf Carén kann eben überall anklopfen und ihm wird aufgethan. Das macht blasiert. Auch das kleine Juwel, das mich so haarsträubend ruinierte und so schnell in

andern Besitz überging, war mir im Grunde des Herzens gleichgültig.

Die Familie, die vorläufig nicht vorhanden ist und wohl auch so bleiben wird, soll aus vier Personen bestehen: Vater, Mutter, zwei Töchter. Der kleine Lieutenant will mich scharf auf die andre Tochter machen. Ich — dein Kamel? Auch nicht übel! Aber der gute Junge, der es mit mir vielleicht ganz ehrlich meint, könnte sich irren. Ich sehe mir die Sache an. Die ältere Schwester ist selbstverständlich eine Vogelscheuche, und die Eltern sind im besten Fall englische Schneider außer Dienst. Vielleicht ist's gar mein Londoner Hoflieferant, der mir eine furchtbare Wiedersehensscene wegen mangelhaft beglichener Rechnungen bereiten würde. Nichts desto trotz: Ist deine Angebetete eine Sünde wert und sind die Millionen wirklich vorhanden — so pfeif' ich auf die Gefühle dieses Verliebten und den Kanarienvogel meiner Tante, entschleiere mich graziös als Graf Carén, kaiserlich deutscher Botschaftsattaché à la suite. Lieber Jaromir, wenn deine Schöne mit den Veilchenaugen den Gothaischen Kalender nur halbwegs kennt — meine Sünden aber nicht —, so verzichtet sie auf deine heiße, junge Liebe und nimmt mit meiner kühleren gräflichen vorlieb. Ja, Teuerster, — das ist Realpolitik!

Eigentlich thut mir der Kleine doch leid. Es klingt so nett, wenn er nach der zweiten Flasche unsers schweren Veltliners aus sich herausgeht und, die Hand auf meiner Schulter, sagt: „Sehen Sie, Carén, ich habe ja nur ihre Augen, und auch die nur einmal gesehen —, dennoch könnt' ich dem Mädel nachlaufen bis ans Ende der Welt." — Ich schäme mich, es zu sagen, aber ich möchte auch so fühlen können. Es liegt doch was drin! Dafür habe ich alles genossen, und eigentlich nichts, was ja immer zusammenfällt. Selbst wenn die Kanarienbame sterben sollte und die Schildkröte hinterher, würden die neuen Millionen mir wahrscheinlich so wertlos sein, wie die alten vergeudeten. Ich bin eben passé.

*

„Hurra — wir haben sie!"

Der Siegesruf stammt natürlich nicht von mir, sondern von dem verliebten Lieutenant. Ich muß ihm indessen lassen, daß er noch viel von der Findigkeit seines grünen Elitecorps besitzt. Aufklärung — Umgehung: alle Achtung! — Vom Portier des „Ragazer Hofes" hatte er die Ankunft der Familie ausgekundschaftet. Ich sah auch die imponierenden Kofferberge — tadelloses hellgraues Elefantenleder, nur alles zu neu. Sofort wurden Posten ausgestellt. Ich war Numero zwei und markierte Bedette, an meinem Fenster sitzend, was für einen Gardekavalleristen der Reserve auch passender ist. Der detachierte Oberjägerposten vor dem Hotel wurde durch zwei Bauernjungen mit Kröpfen dargestellt. Der Feldwachkommandant rast unaufhörlich die Sicherungslinie ab. Endlich nachmittags um halb drei entschließt sich der Feind zum Vorgehen aus seiner befestigten Position. Der Kleine winkt mir ganz wild. Wir rennen die Landstraße nach Landquart entlang — weshalb, begriff ich nicht. Aber es war sehr hübsch, der erste schöne Tag im Rheinthal, das in einem Blütenmeer von Kirschen und Kastanien wogte. Dann birschen wir uns über einen Lawn Tennis-Platz zum Vater Rhein und patrouillieren das Ufer ab — ein furchtbarer Weg mit Sand und Steinen, eigentlich alles andre als ein Weg. Wozu der Unsinn? Der Lieutenant gestikuliert heftig; darauf schreit er wieder Hurra! Rheinabwärts, wo die Tamina einfließt, taucht etwas Weißes auf: Sommerhüte oder ein wild gewordener Kirschbaum — was weiß ich. Ich setze mein Monocle fester, durch das ich, entre nous, nicht eine Spur besser sehen kann. Der Lieutenant beordert mich ins Ufergebüsch — holt mich nach zehn Minuten wieder 'raus. Wir sehen jetzt wirklich helle Hüte, zwei Matrosen, einer gesetztere Façon, auch ein grauer Herrencylinder dabei — für die Schweiz nach meiner Ansicht eine Geschmacklosigkeit. Wir pendeln auf dem scheußlichen Wege der Karawane entgegen — ich weiß noch immer nicht, worauf er hinauswill — und treffen sie gerade an der Stelle, wo ihr zivilisierter Pfad zu unsrer Sandwüste wird. Die Fremdenkarawane zögert etwas, nur der melierte Koteletteбart mit dem Cylinder stampft weiter. — Der Lieutenant macht in der Aufregung Honneur und sagt in einem Englisch, dessen sich kein Pescheräh zu schämen brauchte: „Ich glaube, meine Herrschaften, daß Sie den Weg unpassierbar finden werden — und der links abbiegt, ist völlig durchweicht vom letzten Regen. Das letztere war eine ganz gemeine Lüge. Aber ich wußte jetzt, worauf er hinauswollte, und fügte in einem menschenwürdigen Englisch eine kühle Bestätigung hinzu. Darauf machte der graue Cylindermann ein wütendes Gesicht und brummte.

Eine klangvolle Frauenstimme erwiderte jedoch deutsch: „Danke sehr, meine Herren. Dann müssen wir wohl wieder zurückgehen."

Jetzt gab sich die selbstverständliche Verlegenheitskonstellation. Wir wanderten gemeinschaftlich heimwärts. Der Uferdamm ist schmal, wie der Weg zum Paradies. Voran die Mutter mit der klangvollen Stimme nebst Ekel von Gemahl, es folgen in Abständen der Lieutenant mit der Geliebten; zuletzt ich mit der älteren Schwester. Das Schicksal scheint mich denn doch für sie bestimmt zu haben. Der Kleine hat sich nach der überflüssigen deutschen Manier vorgestellt — ich thue das unter solchen Umständen nie. Badebekanntschaften sind doch nicht für die Ewigkeit. Die Partie vor uns amüsiert sich indes königlich auf französisch — für einen feurigen Romeo radebrecht er's abscheulich. Ich weiß eigentlich nicht warum, da nach dem fremländisch klingenden, aber doch korrekten Deutsch der Mutter auch den Töchtern wahrscheinlich mit unsrer Landessprache beizukommen ist. Aber ehe wir zu dem verständigen englischen Hochmute kommen, der sich im Auslande den Teufel um die Sprachgefühle andrer schert, wird wohl noch viel Wasser den Rhein 'runterlaufen. Meine Dame und ich schweigen uns in allen drei Sprachen aus: französisch, englisch, deutsch — wahrscheinlich weil wir sie alle drei beherrschen. Bei mir gehört's ja direkt zum Beruf — und sie sieht mir ganz so aus, als wenn sie ihre Heimat auf der ganzen Welt hätte.

Ich gerate wieder in meine Manie, die ein unglaublicher Mangel an Physiognomiengedächtnis gezeitigt hat: nämlich die Rückseite der Menschen auf irgend ein Merkmal hin zu studieren. Man findet da immer etwas — eine Bewegung, eine Linie, die ganz Eigenart, ganz Person ist. Vorläufig behänge ich den Cylindermann. Kurz geschorenes graues Haar, roter Stiernacken, der über den Kragen quillt — der ganze hellgrau karierte Koloß in der Landschaft eigentlich nur als Hintergrund zu verwenden. Die großen brutalen Ohren stehen ungleich am Kopfe; es ist ein Millimeter, vielleicht noch weniger, fast unbemerkbar, dennoch würde ich den Mann herausfinden aus Tausenden. Bei der Frau ist's umgekehrt. Schlanke, hohe Figur, graziös, aber mit einem Atom von Mütterlichkeit, das merkwürdigerweise auf mich außerordentlich pikant wirkt. Alles glatt, gefällige Linien, auch in der Farbe des blonden Haares, der weißen Haut das Matte, ich möchte sagen, Indifferente der Weltdame. Ich taxiere sie auf siebenunddreißig. Doch das ist ein Kalkül mit dem Umwege über die Töchter. Sie könnte ebensogut zehn Jahre weniger oder mehr haben. — Ich habe ihr Gesicht gesehen, aber das wäre gar nicht nötig gewesen. Sie kann ja gar nicht anders aussehen, als — da fehlt mir wieder der Begriff — als hübsch, blaß, ohne Runzeln und Fältchen, mit blauen, etwas leeren Augen: halb Modekupfer, halb mende. Von der einen die hübsche, charakterlose Linie, von der andern die gleichmäßige Liebenswürdigkeit, der Verstand. Das Weib — obgleich diese Bezeichnung absolut nicht paßt — macht mich ganz wild. Wenn man trotz seiner achtundzwanzig Jahre doch schon ein sehr langes Leben hinter sich hat, dabei die Manie der Charakterisierung besitzt — und nichts Markantes findet, absolut nichts, immer nur die ewig hübsche Linie, über die das Auge hinweggleitet. Und gerade darum würde ich sie wiedererkennen nach Jahrzehnten, in jeder Toilette, in jedem Licht! Den Scherz macht sich die Natur nur einmal.

Dabei kommen die Töchter schlecht weg, und sie verdienen's wahrhaftig nicht.

Von der Mutter haben sie die Figur, die bei der Jungen schlanker, reizender ist, bei der Aelteren vornehmer, rassiger.

Du bist ein Schlemmer, mein lieber Lieutenant. Denn wenn's je eine Blüte im blühenden Rheinthale gab, so ist das deine Ethel. Giebt's denn überhaupt so viel sonnige Jugend, wie dieses Geschöpf besitzt, an dem alles lacht: die Kornblumenaugen, die entzückende Stupsnase, die weißen Zähne, der süße rote Mund? Auch das lockige Goldhaar lacht, und der Frühlingswind, der es so anmutig verwirrt, ist ein Gourmet. Dennoch hast du für mich auch deine Signatur, mein Schatz — ein Leberfleck dicht hinter dem linken Ohr. Wenn du eitel wärst und kokett, könntest du so leicht jeden Morgen eine winzige Haarlocke mit der graziösen Hand darüber decken. Aber vielleicht bist du noch eitler, noch koketter, und weißt ganz genau, daß, wer hinter dir geht, immer die sündige Neigung haben wird, diesen kleinen Fleck zu küssen. Darin bin ich also besser daran als der Lieutenant, der von der Rückansicht nichts hat und sich sehr recken muß, um genau so groß zu sein, wie die Angebetete. Ich habe sehr lasterhafte Neigungen mein Lebtag gehabt, wenn duftende Frauennacken in meiner Nähe waren. Dennoch laß ich sie dir, die Blonde, Jaromir! Für mich ist sie zu jung . . .

Mit der Resignation sollte ich eigentlich schließen, denn zwischen der Schwester Asta und mir bestehen vorläufig sehr geringe Sympathien. — Du bist ganz aus der Art geschlagen, du hochgezogenes Vollblut. Ich brauche dein Gesicht eigentlich nicht hier abzukonterfeien — ich vergesse es doch nie. Tiefgrüne große Augen und ein herber, schöner Mund. Der braune Kopf sitzt auf einem königlichen Nacken. Das ist deine Signatur. — Nein, zu jung bist du für mich nicht, obgleich du wenig älter bist, als deine siebzehnjährige Schwester. Aber wir passen nicht füreinander. Du bist mir zu sehr pur sang, wie ich ahne. Da kann ich nicht mit . . .

Klug werde ich übrigens aus der Familie nicht. Das ist eine Internationalität, die sogar mir über die Hutschnur geht. Die Leute heißen Le Fort, sind in England naturalisierte Franzosen, und tauften die eine Tochter Ethel und die andre Asta.

Ganz so viel werde ich mich an dem Nachmittag aber wohl mit euch nicht beschäftigt haben, wie jetzt, wenn neben mir der blaue Rhein rauscht, glücklicherweise noch nicht der träge Riese, wie bei Köln, aber ein kecker, frischer Bursch, der's sehr eilig hat nach dem Bodensee! Heute glitzert er nur und strudelt; zur Schneeschmelze mag er jedoch den roten, regellosen Blöcken an beiden Ufern ganz energisch aufs Haupt steigen. Raum hat er ja dazu in seinem Thale, durch dessen blühenden Frühlingsgarten er sich jetzt so bescheiden breit ergießt. Ueber den zackigen Schneehäuptern des Gonzen und des Alviers zur Rechten blitzt die Sonne; die keck an allen Klüften und Schrunden emporgeklommenen Tannen sitzen wie schwarze Punkte in dem Weißen. Aus der Ferne grüßen die „Sieben Churfirsten", auch ehrwürdige Herren mit beständiger Nachtmütze. Zur Linken aber über Ragaz, aus dessen Blütenschnee die neue Kirche und die noch öden Riesenhotels sich recken, steigt in tiefem Waldgrün steil der Wartenstein empor, oben eine berstende Ruine — und neben ihm die weiße Loggia des Hotels, das heute seinen Einweihungstag mit wehenden Schweizer Flaggen feiert. Ich begreife den Lieutenant nicht, der bei dem Anblick minderwertiges Süßholz raspelt. Mir wurde es ganz warm ums blasierte Herz. An so einem Frühlingstage — in den Alpen — am Rhein! Die Sentimentalität liegt uns Deutschen doch immer im Blute. Es ist unser heiliger Strom auch hier schon in der Fremde! Ich bin kühl, fast international geworden in meinem Berufe und sollte schwächliche Heimatsgefühle eigentlich nur jenseits der Weichsel empfinden, — dennoch treibt's mich, in dem Augenblick irgend eine gefühlvolle Dummheit zu sagen.

„Das ist unser Rhein, gnädiges Fräulein."

Geistreich war das Aperçu nicht, aber sie verstand mich.

„So? Ich habe keine Heimat, mein Herr!" antwortete sie. Das grüne Auge leuchtete beinahe schwarz und der herbe Zug sprang um den Mund . . .

Dann schwiegen wir wieder.

Es ist kein langer Weg nach Ragaz zurück. Er wurde auch nicht länger dadurch, daß der Lieutenant ihn krampfhaft durch Stehenbleiben zu verlängern

suchte. Als wir an die kleine, wackelige Taminabrücke kamen, war eigentlich die Trennung Anstandspflicht, wenigstens für mich, der ich von den Leuten wirklich nichts will. Aber es kam ganz anders.

Wir stoppen an dem rauschenden Gebirgsbach — die berühmte Verlegenheitspause: wie sich trennen? Der Lieutenant wagt einen verzweifelten Vorstoß. „Waren die Herrschaften schon in der Schlucht? Es ist jetzt halb vier Uhr, und wenn . . .“

Ich räuspere mich. Das 'Nandrängen war nie nach meinem Geschmack. Auch die Fremden sehen sich schweigend an. „Und was meinen Sie dazu, Herr Graf?“ Die Dame ohne Kennzeichen sagt es sehr liebenswürdig. Ich war baff, die Mädels und der Lieutenant dito. Aber die hübsche Frau fährt lächelnd fort: „Sie können Ihr Inkognito nicht aufrecht erhalten, Graf Carén. Ich habe Sie vor zwei Jahren in Ostende gesehen — zwar nur par distance, aber sehr oft. Sie waren in Begleitung einer sehr schönen Dame.“

Da leuchteten auch gleich die Kornblumenaugen der Kleinen auf, und sie sagte mit einem ganz reizenden Ausländeraccent: „Ach, Mama — die Dame mit den Saphiren, von denen alle Welt sprach. O, sie war so wunderhübsch!“

Wie klein ist doch die Welt, und wie teuer waren die Saphire! Ethel, wenn du wüßtest, wie teuer sie waren, und wie stark sie mein Schicksal entschieden. Die hübsche Mutter ahnt es vielleicht. Und sie weiß ganz gewiß, daß ich lüge, wenn ich nach kühler Weltmannsart erwidere: „Sehr gütig, gnädige Frau, sich meiner zu erinnern. Die Dame war meine Cousine, eine Gräfin Lagrange.“ — Woher diese Frau meine Personalien überhaupt kennt, ist mir vollkommen schleierhaft. In Ostende hieß ich Graf Lagrange, war Franzose, verkehrte mit niemand, und das saphirgefaßte Juwel wurde von allen Kellnern Frau Gräfin genannt. Wie mögen Sie doch augenblicklich heißen, Frau Gräfin? . . .

Ich hatte mir die Entschleierung des Grafen Carén vor drei Tagen ganz anders vorgestellt. Jedenfalls war ich fortan der Mittelpunkt der Gesellschaft. Zweifelhaftes Vergnügen das, wenn man in der „Krone“ wohnt und eben an ihr vorbeischlendert! Der Lieutenant machte mir leise Vorwürfe, daß ich so schnöde Versteckens gespielt. Die Hauptursache seiner Verstimmung war wohl, daß seine Kornblumenfee sich öfters, als unbedingt nötig, nach mir umsah. Ein Graf mit Cousine mit solchen Pretiosen ist etwas für die Jugend. Auch das Ungeheuer von Vater gönnte mir zwei freundliche Falten seines roten, breiten Gesichtes. Die hübsche Frau machte sich an mich heran. Wir wechselten ein paar höfliche Worte. „Ostende — der köstliche Strand — König der Belgier . . .“ — „Wir wußten gar nicht, daß der ‚Quellenhof‘ (das ist das erste Hotel) schon eröffnet ist,“ sagte sie dann.

Mir wurde es heiß und kalt bei der scheinbar harmlosen Inquisition, aber an der gemeinen Lüge habe ich nie recht Gefallen gehabt und ich erwiderte: „Nein, gnädige Frau, der ‚Quellenhof‘ ist noch nicht eröffnet. Ich wohne seit acht Tagen in der ‚Krone‘.“ Bei dem letzten Worte konnte ich doch einen Moment so ein gewisses unsicheres Flimmern in den blaßblauen Augen erkennen. Gr. Carén — wir sind in unsern Vermögensverhältnissen erkannt!

Nicht etwa, daß der geringste Temperaturwechsel in ihrer Liebenswürdigkeit erfolgte — dazu ist Madame Le Fort zu sehr Dame von Welt. Aber die Unterhaltung wurde zuletzt ein schrecklich öder Gemeinplatz, so daß ich erleichtert aufatmete, als ich bei dem Eingange in das Taminathal die Tochter Asta erwischte, die mir vorhin meuchlings entflohen war. Da machte ich natürlich die zweite Dummheit. „Haben Sie mich auch in Ostende gesehen, gnädiges Fräulein?“

„Nein, Herr Graf.“ Das klang sehr kühl, sehr von oben herab, und der königliche Nacken hob sich stolzer. Sie ist wahrhaftig nicht zu jung, und die Saphirfassung täuschte sie über den wahren Wert meines verflossenen Juwels nicht. Also denn nicht, Fräulein Asta!

*

Im übrigen war's ein unvergeßlich schöner Tag im Taminathal.

Die Engländer waren milde heute und verekelten uns die schöne Natur nicht mit ihren Photographierkästen, ihren Kniehosen und ihrer gemeinen Sprache.

Es ist ein enges Thal, das sich der Alpenbach gleich hinter Ragaz durchs Gebirge gebrochen. Die Straße führt immer hart das Wasser entlang. Links hebt sich die Felswand schroff, grau, gleich über dem Fluß. Kein Kletterschuh, der hier tastend von Riß zu Riß bis zur Höhe gelangen könnte, auf der grüner Wald rauscht. Nur elendes Gestrüpp — der Same von Vögeln oder vom Winde hingetragen — hat sich in die Spalten gezwängt, auf den Absätzen festgeklammert, hier — dort — in weiten Zwischenräumen, durch glatten, senkrecht abfallenden Fels getrennt. Felsschwalben haben ihr Nest angeklebt, und einsame Käfer summen. Und die Sonne wirft ihre breiten Lichter darüber. Das junge Grün lacht, und der ewig nasse Fels glänzt. Unten aber rast die milchiggrüne Tamina über die Blöcke, die sie selbst mitgeschleppt, über die Kiesel, die sie verwaschen. Zur Rechten von der Straße, die sich baumbepflanzt durchs Thal windet, steigt der Berg empor, grün, mit Matten und Wald; der Wind raschelt in dürrem Eichenlaube. Dazwischen drängt sich brüchiger Schiefer hervor, Schneewasser friebt silberglänzend darüber und stürzt dann, in schmale Felsrinnen gezwängt, rauschend zu Thal. Und dies Bild von frischer Jugend, emsiger Zerstörung, wieder gekrönt von leuchtendem Schnee, in dem die schwarzen Fichten begraben sind. Wer will das Thal beschreiben, das oben der Fels schnürt, unten die Tamina höhlt — diesen jähen Wechsel von Fels und Wald und Matte und Berg und von der Höhe donnernden Gießbächen? Immer meint man, die Felsenriegel müßten sich schließen, und immer wieder thun sie sich auf. Der Schnee leuchtet, die Wand tropft. Die feuchte, würzige Schnee- und Wasserluft ist meinem verbrauchten Nervensystem heilkräftiger, als es die warmen Bäder von Pfäffers sein könnten.

Von Pfäffers selbst, dem weltberühmten, ahnt man nichts, bis es direkt vor einem liegt, ganz in der felsigen Tiefe, lichtlos, verwittert, ein langgestreckter Klosterbau von erdrückender Schwermut, an dem die Tamina aus ihrer hier beginnenden Schlucht schäumend vorüberschießt. Zur Sommerresidenz würde ich es nicht wählen, obgleich's ein Hotel mit Hunderten von Zimmern ist. Noch herrscht trostlose Oede, und der Schritt hallt unheimlich in den breiten, niedrigen Riesenkorridoren, aus denen die Stickluft des ehemaligen Klosters nicht herauszubringen ist. Ich hatte immer das Gefühl, es müßte in dieser ewig fahlen Dämmerung urplötzlich eine Tonsur auftauchen, ein sinnendes Mönchsgesicht aus härener Kutte uns anschauen. Denn büßen läßt sich's hier, das enge graue Thal predigt Entsagung.

Gemeiniglich führt der Weg durch das Kloster zum Himmel — hier führt er zur Hölle. Denn etwas von der Hölle, der Unterwelt hat die Schlucht, die man auf in Felsen eingeteilter Holzgalerie betritt. Ich hatte natürlich meine dritte Dummheit gemacht und auf das Schutzplaid verzichtet, das hier unser zwölfjähriger Guide energisch anbot. Auf glitschigem Holzboden tastet man sich zögernd in diese Gruftkühle. Wasserdunst steigt aus der Tiefe, feiner kalter Gischt sprüht von oben, zuweilen große Tropfen, die auf meinen Strohhut klatschen. Tief unten in diesem wie eingesprengten Felsenspalt, durch dessen schmale Lichtscharte hoch oben der blaue Himmel blickt, gurgelt, wirbelt die tobende Tamina. Man versteht kaum ein Wort, und doch hat man ein starkes Bedürfnis nach der menschlichen Stimme in dieser blauen, dämonischen Dämmerung, in diesem wütenden Tosen einer erbarmungslosen Naturgewalt. Ich glaube jetzt, daß die Hölle nicht heiß ist, sondern kalt — so kalt, so leblos sein muß, wie diese Schlucht, an der sich die schmutzige Holzgalerie entlang windet.

Die Kornblumenfee vor mir hielt sich die niedlichen Ohren zu und hätte es mit den Augen gern ebenso gemacht, wenn das auf dem schlüpfrigen Holzgrunde angängig gewesen wäre. Der Lieutenant betrachtete mißtrauisch die großen, schwarzen Wasserflecke auf dem hellen Sommerüberzieher. Unentwegt stampfte der Koloß vorwärts, daß die Planken wankten; und leichtfüßig, chic, ohne eine Spur von Grauen glitt neben ihm die Dame ohne Eigenart dahin. Sie hat gute Nerven. Fräulein Asta schloß den Zug. Sie hatte es so gewollt. Und als wir schon lange am Ende angelangt waren auf der Felsplatte, neben der die heißen Heilquellen von Pfäffers dem toten, kalten Felsgestein entspringen, stand sie noch immer an der gefährlichsten Stelle und starrte, über das Holzgeländer gebeugt, in die Taminatiefe.

Wir trinken, wie das so Brauch, das heiße, weißklare Wasser; Fräulein Ethel mit einem allerliebsten Abschen gegen seine fade Geschmacklosigkeit — wir begutachten die viereckigen tiefen Löcher oben im Fels, wo schon im Mittelalter Querbalken eingestemmt waren, bis zu denen man von oben die Badelustigen in Körben herabließ. Ich habe zu der mittelalterlichen Beförderung so viel Fiduz, wie zu einem lenkbaren Luftballon. Dann sehen wir auch mit heimlichem Grauen den roten Strich weit über Galeriehöhe, bis zu dem 1861 die wilden Bergwasser, alles mit sich fortreißend, gewütet haben. Der Koloß lachte verächtlich, Madame Le Fort schwieg. Ihr Gesicht hatte in der Unterwelt nichts von seiner charakterlosen glatten Linie, ihr Auge nichts von seiner blauen Leere eingebüßt.

Ich stand neben ihr. Da strömte mir ein feines Parfüm zu, der pikante Rosenwassergeruch von Peau d'Espagne. Ich liebe den Geruch. Er ist so weich, so anmutig, daß ich immer mattglänzende Brabanter Spitzen beim Einatmen zu sehen wähne und schöne Frauenschultern — und er ist wieder so schwer und vornehm, daß man ihn nie vergißt, weil er sich auch in der Erinnerung nie verliert. Gräfin Lagrange bevorzugte „Juchten“; es stand ihr, weil es immer etwas von eleganten Koffern, langweilig teuren Weltbädern und russischer Verschwendung hat. Es kommt für mich gleich hinter dem Patschuli, und die Frauen, die sich seiner bedienen, sind auch gewöhnlich danach. Ich liebe Juchten nicht — schon der Erinnerung wegen.

Ja, Peau d'Espagne — bei Madame Le Fort — das ist etwas andres!

Warum braucht sie eigentlich Peau d'Espagne? Es paßt so gar nicht zu ihr, zu der glatten Linie, die man so hübsch vergißt. Peau d'Espagne ist ein gefährliches Parfüm, das ewig dauert wie ein Fluch. Peau d'Espagne ist Eigenart, und die Spitzen, denen sein Duft entströmt, haben Vergangenheit; und die Menschen, die den Duft lieben, haben auch ihre Vergangenheit — oder wollen sie wenigstens haben. Was will Madame Le Fort mit der Vergangenheit! Die charakterlos-hübsche Linie hat keine, so wenig wie eine Zukunft. Dabei komme ich aufs Grübeln. Was ist eigentlich Madame Le Fort? . . .

Fräulein Asta hatte unsre Gesellschaft verschmäht. Sie stand noch immer unbeweglich und sah in die Tamina. Als wir auf dem Rückwege wieder zu ihr kamen, guckten wir auch pflichtschuldigst in die Tiefe. Mir schoß ein Gedanke durch den Kopf. ‚Wenn ich einen Todfeind hätte!‘ . . .

Und ich sagte auch laut: „Haben Sie Leute, die Sie absolut nicht leiden können, meine Herrschaften?“

Alle verstanden sofort. Des Lieutenants Phantasie erhitzte sich unmäßig. „Wenn ich meinen Hauptmann, die rothaarige Canaille hier hätte — oder —“ (er gestikulierte lebhaft) „meinen Gerichtsvollzieher — hinab mit ihm! Es würde mir ein Hochgenuß sein und von Reue keine Spur.“

Er meinte es im Augenblick ganz ehrlich mit seinen Mordgedanken; aber ich glaube, vor niemand ist man sicherer, als vor diesem verliebten guten Jungen.

Der Koloß lächelte breit und spuckte in den Fluß.

Die Kornblumenfee schüttelte sich vor Grauen. „O Gott, Herr Graf, einen Menschen morden! Ich möchte kein Geschöpf, nicht einmal einen Kanarienvogel sterben sehen!“

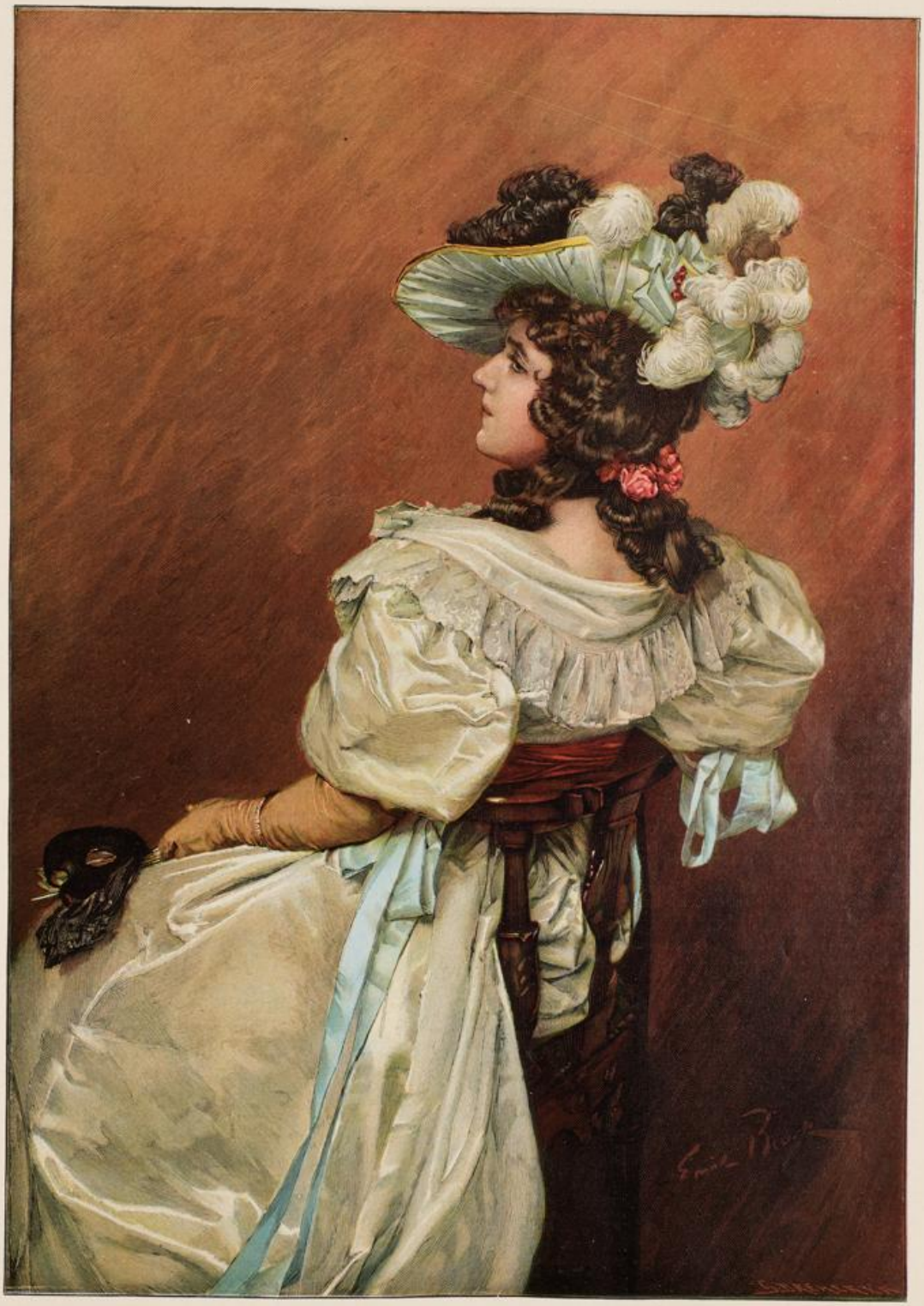
Darüber denke ich allerdings anders . . .

Auch die Frau ohne Kennzeichen verzog den schmalen Mund und hielt die Hand vor die Augen.

„Nicht wahr, der Körper würde erst an die Felsen prallen. Man würde rotes Blut, zerschmetterte, zuckende Glieder und vielleicht noch dieses blutige Schrecknis pfeilschnell die Tamina entlang treiben sehen. Hören Sie auf, Herr Graf! — Nur kein Blut sehen!“

Merkwürdiges Weib! Auch so etwas hat den wunden Punkt, den zuckenden, fast perversen Nervenreiz. Sie spielt nicht Komödie. Sie kann thatsächlich kein Blut sehen.

Fräulein Asta schwieg. Sie hatte uns wahrscheinlich gar nicht zugehört.



Demaskiert.

Nach einem Aquarell von Emil Brack.

Und wenn ich um eine eigne Meinung gefragt werde — so brutale Sachen liebe ich gar nicht. Jemand erstechen, erschießen? — Bon! Aber jemand irgendwo 'runterstürzen, das ist mir contre coeur. Jedenfalls mußte ich mich aus der Affaire ziehen, kühl, blasiert, um die diplomatische Eigenart zu markieren, und ich sagte lächelnd: „Da es nun einmal Menschen giebt, die einem kalt lieber sind, möchte ich auf die Tamina verzichten. Ich ziehe das aristokratische Gift vor. Reinliche Sache! Die Brinvilliers im Salon ist doch viel sympathischer, als Trouville am Stiffer Joch."

Die Hälfte der Worte verschlang ganz nach Verdienst das Donnern der Tamina. Alle schwiegen und starrten in das Wasserloch. Da auf einmal höre ich eine wohlklingende Stimme leise, fast im Selbstgespräche — ich weiß nicht, warum mir der tobende Fluß gerade diese fast geflüsterten Worte gönnte, während er die starken Laute zermalmte.

„Ja, Gift . . . Gift . . ."

Peau d'Espagne duftet.

Und während ich dies schreibe, sehe ich wieder die glatte, charakterlose Linie. (Fortsetzung folgt.)

„Johannes".

Drama in 5 Akten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann. Zum ersten Male aufgeführt im Deutschen Theater zu Berlin.

Von

Richard Nordhausen.

Schon zwei oder drei Wochen vorher hatte es keine Eintrittskarten mehr gegeben. Tausend Menschen etwa faßt das unfreundliche, enge Bühnenhaus in der Schumannstraße, und zehntausend waren von dem brennenden Wunsch erfüllt, der „Premiere" beizuwohnen. Der Berliner Kunstsinn ist, charakteristisch genug, der Sinn fürs Theater, und dieser Sinn bethätigt sich, noch charakteristischer, mit Vorliebe bei den Erstaufführungen. Leute, die gern eine Doppelkrone hinwerfen, wenn sie dafür eine dramatische Neuheit mit aus der Taufe heben dürfen, würden für die Wiederholung des ihnen noch unbekannten Stückes keine zwei Mark opfern, und das auf Grund derselben tiefsinnigen Erwägungen, die sie davon abhält, für eine Dichtung in Buchform auch nur fünfzig Pfennig auszugeben. Man muß sagen können, daß man „dabei gewesen" sei, man muß gesehen worden sein, sonst hat alles keinen Zweck. Erfreuen sich nun schon die Schöpfungen der Dramatiker des Mittelstandes reger Teilnahme und Aufmerksamkeit, so steigt das Interesse bis zum Siedepunkt, wenn ein hoher Aristokrat der Coulissenwelt zur Feuerprobe lädt. Im Falle „Johannes" aber war noch mehr geschehen. Seit Monaten, ja seit Jahren hatte das Gong-Gong der Reklame fast unaufhörlich gedröhnt, gewiß sehr wider Willen und Wunsch des vornehm gesinnten Dichters. Es scheint, daß „Johannes" eine ältere, vielleicht eine Jugendarbeit Sudermanns ist, die er jetzt nur sorglich verbessert und abgeschliffen hat. Wenigstens spukte die Meldung, daß er demnächst mit ihr hervortreten werde, schon geraume Zeit durch die Zeitungsspalten. Feste Gestalt nahm sie an, als die ersten Notizen über Hauptmanns „Florian Geyer" aufflogen, und nun kam das vorsorglich liebevolle Gerücht nicht mehr zur Ruhe. Am Ende erging gar in Berlin ein Zensurverbot. Das hatte noch gefehlt. Jetzt begannen die berüchtigt gewordenen Vorlesungen des Dramas in allen größeren Städten Deutschlands, deren durch die Einladung hochgeehrte Teilnehmer programmmäßig jedesmal vor Entzücken außer sich gerieten. Zuletzt ließ der Kaiser selbst das Manuskript einfordern, und das Verbot wurde rückgängig gemacht. Die Neugier und die Sensationslust hatten mittlerweile den Gipfel erklommen. Und als der große Abend hereingedämmert war, sah er ein überfülltes Parkett, dessen einzelne Plätze dreißig bis hundert Mark gelostet hatten, also mit 700 bis 2200 Prozent gehandelt worden waren, ein Erfolg, dessen sich kein Gasglühlicht- und kein Trebertrocknungsunternehmen rühmen darf. Auf den oberen Rängen drängte sich das litterarische Berlin, soweit es nicht Kritikerdienst that. Fieberhaft gespannte Erwartung überall, nervöse Erregung wie schwüle Gewitterluft — für den Unkundigen der Vorbote eines großen Erfolges, während es den Erfahrenen bedenklich machte. Selbst eine geniale Dichterkraft hätte dieser übereizten Menge gegenüber einen schweren Stand gehabt, und Sudermann darf es nicht nur seiner allerdings unleugbaren Begabung, dem feinen Takte, womit er gewisse Klippen umschiffte, sondern auch der Parteinahme des Publikums für seine von der Polizei verfolgte Muse verdanken, daß ihm eine zermalmende Niederlage erspart blieb.

Wer Sudermanns Können und Streben aufmerksam betrachtet und verfolgt hat, dem mußte es von vornherein als ausgeschlossen erscheinen, daß dieser Dichter dem Johannesstoff auch nur annähernd gerecht werden würde. Es liegt etwas Wahres in der Behauptung, daß der Verfasser der „Ehre", der „Heimat", der „Schmetterlingsschlacht" eigentlich nur Paul Lindau fortgesetzt und veredelt habe; selbst in seiner besten und darum am wenigsten gepriesenen Arbeit, „Sodoms Ende", steht er unleugbar auf den Schultern des jüngeren Dumas, von dem ja Lindau sein Bestes gelernt hat. „Sodoms Ende" wird fortleben und klassisch genannt werden, wenn Sudermanns übrige Dramen längst keinen Leser mehr finden. In „Sodoms Ende" hat sich Sudermann rein und ohne störende Beigabe als das gezeigt, was er wirklich ist: als der kluge, die Bühne souverän beherrschende Theatraliker, der vor den bedenklichsten Mitteln nicht zurückscheut und nicht zurückzuscheuen braucht; als ein Meister des Wortes und ein unerbittlicher Sozialsatiriker. Niemals ist das Berliner Tiergartenviertel mit so grausamem Hohn an den Pranger gestellt, mit so juvenalischer Erbarmungslosigkeit gekennzeichnet worden. Und für solche Aufgabe reichte die Kraft des kalten, klaren Beobachters aus. Hier war die überlegene Skepsis des modernen Berliner Poeten, des in Kants Schule gegangenen Ostpreußen am Platze.

Aber die Johannesmär verlangt ein andres. Den Vorläufer und Herold des Heilandes umwittert schon dieselbe Himmelspoesie wie ihn selbst; der ewige Glanz, der ausgegossen liegt über dem Wunder des Jordanthales, bricht auch aus seinen Schwärmerangen, und auch seine Augen haben die Pforten des Sternenreiches offen gesehen. Vieles ist, das uns die rührende Gestalt des Täufers unendlich lieb und teuer, geheimnisvoll und vertraut zugleich macht. Der finstere Prediger in der Wüste, der drohend eifert und Vernichtung verkündet, und dessen zornvolle Lehre dann spurlos versinkt vor den milden Worten des Welterlösers; der aber doch begnadet ist, ihn zu taufen und als erster unter allen Sterblichen Christi göttliche Sendung zu erkennen. Der weltfremde Gesell, der ein Kleid von Kamelshaaren trägt und sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt, den aber doch eine Königin und eine Königstochter so brünstig hassen, wie es nur mit Füßen getretene Liebe vermag. Welche Rätsel! Welche Fülle großer, flammender, wundersamer Gedanken! Was ist natürlicher, als daß sie den Dichter locken? Doch es müßte ein heiliger Dichter sein, ein verträumter Phantast, der sich in den geheimsten Gängen der Menschenseele mit nachtwandlerischer Sicherheit zurecht und zum Ziele findet. Ihm müßte alle Innigkeit des frommen Gläubigen und aller Scharfsinn des Menschenschöpfers eignen. Und dies besonders: er müßte ein Gestalter sein, ein Künstler, dem sich ungezwungen, wie von selbst, Reflexionen und Ideen in Bilder umsetzen.

Das alles vermag Sudermann nicht. Wenn trotzdem seine Arbeit nicht völlig verfehlt genannt werden darf, wenn es ihm trotzdem gelungen ist, Funken aus dem Stein zu schlagen, hier und da plastische Figuren aus dem Marmor heraus zu meißeln, so verrät das die Inbrunst seiner Anstrengungen. Zähneknirschend, man spürt es aller Ecken und Enden, hat er mit dem gewaltigen Stoffe gerungen und sich überangestrengt, ihn zu meistern. Daß er schließlich doch an ihm zusammengebrochen ist, mag litterarischen Rowdies Anlaß geben, den Mann zu verspotten, der seiner Kräfte Grenze noch nicht erkannt hat. Ernste Kunstfreunde werden mehr die Größe des Vorwurfs als die verzerrte, im Prokrustesbett ausgereckte Kleinheit der Durchführung beachten und dann immer noch ihre respektvolle Reverenz vor Sudermanns Können und künstlerischem Unterfangen machen müssen.

Es lag offenbar im Plane des Dichters, Johannes' allmähliche Entwicklung vom zornigen Zeloten zum jesuitischen Apostel der Liebe zu schildern, vom falschen Propheten zum echten Jünger Christi. Er wollte die Tragödie des Vorläufers schreiben, des kleineren Helden, der zu Grunde geht an der Gewalt der Gegensätze, der die alte und die neue Zeit nicht zu versöhnen weiß, weil er der alten zwar geistig entwachsen ist, in der neuen aber noch nicht Wurzel geschlagen hat. Johannes glaubt, daß es genügen werde, zu bessern, zu reformieren, während der Messias doch die Revolution bringt. Er will keine alten Tafeln zerbrechen, nur ihre Inschriften wieder leßbar machen; doch der da kommen soll, wird neue Gesetze geben. Als Johannes das fühlt, sinkt ihm das erhobene Schwert, sinkt ihm der Stein aus der Hand, der den Gotteslästerer und Ehebrecher Herodes zerschmettern sollte; die prophetische Kraft geht von ihm. Sterbend erst erkennt er den Heiland, den Gott der Liebe, dem er unter Donnern und Blitzen, ein Hassender, den Weg zu bereiten gedachte.

Auf den ersten Blick scheint die Johannesslegende ein für Sudermann ungemein geeigneter Stoff, und seine verlockenden Aeußerlichkeiten mögen den Dichter auch unwiderstehlich angezogen zu haben. Er, der so gern durch grelle Kontrastierung wirkt, weil er die Gesetze der dramatischen Effekte genau kennt, hatte hier Gelegenheit, zwei verschiedene Welten aufeinanderprallen zu lassen: die in funkelnde Sinnenlust versunkene, mählich vermodernde Antike und den neuen, asketischen Geist, der später das junge Christentum erfüllte. Welche gewaltigen Gegensätze ergab dieser in Lumpen gekleidete, bleiche, aller irdischen Lust abgewandte Einsam aus der Wüste auf der einen Seite, dieser genußsüchtige, orientalische Despot, der blasierte römische Prasser Vitellius, vor allem aber die beiden kronentragenden Teufelinnen, Herodias und ihre Tochter Salome, auf der andern Seite! Aber was sie entzückt und berauscht, was sie sinnen und zitternd vor Leidenschaft ersehnen, das weht trotz seines Gluthauchs eindruckslos an dem Täufer vorüber, während er ihnen wieder mit Recht entgegenhalten kann, sie verstünden ihn nicht. Die feindlichen Gewalten stoßen aufeinander, bekämpfen sich mit Wut, doch sie erschüttern einander nicht; keine erleidet durch die andre auch nur die leiseste innere Umwandlung. Das kann allenfalls theatralisch wirksam sein, und bei einem so geschickten Techniker wie Sudermann ist es theatralisch wirksam; aber dramatisch im eigentlichen Sinne ist es nun und nimmer. Man hat Sudermann oft vorgeworfen, daß seine Helden jeder inneren Entwicklung entbehren, daß sie am Ende starr und puppenhaft steif auf demselben Punkte stehen, von wo sie ausgegangen sind. Mit dem „Johannes" hat er diese Behauptung widerlegen wollen, hat sie jedoch statt dessen bekräftigt. Es ist nur nötig, den Kern der Handlung zu analysieren, um sofort die Leblosigkeit, die dramatische Unergiebigkeit der Geschehnisse aufzuweisen. Man erkennt dann, woher es kam, daß die Zuhörer bei der Premiere unaufmerksam wurden, sobald die Coulissenkunst des Dichters abgelöst wurde von Versuchen, seelische Zustände in intimer Detailmalerei zu schildern. Man spürte im Parkett instinktiv, daß diese Anstrengungen vergeblich und deshalb überflüssig und störend waren; sie hatten keine tragfähige Grundlage, und jede Vorbedingung zu gesundem, organischem Wachstum fehlte.

Salome, die schillernde Giftschlange, die süße Hexe, die geradewegs aus dem Barzinowskischen Salon in „Sodoms Ende" stammt, liebt den wilden, düsteren Täufer mit den Gottesangen und begehrt ihn in verzehrender Leidenschaft. Er aber, der des Theaterkontrastes wegen immer ein Ausbund von Tugend bleiben muß, stößt sie mit harten Worten zurück, und nun heischt sie, von der Mutter noch aufgestachelt, seinen Kopf als Lohn für ihren Tanz. Und der Prophet wird gerichtet, ohne Schuld, als Opfer einer verrückten Laune — was sich in Tragödien immer unvorteilhaft ausnimmt, ja, was die Tragödie vernichtet. Schuld und Sühne werden sich auf den Brettern, die der ernsten Muse dienen, in Ewigkeit ergänzen müssen; eine ohne die andre empört unser sittliches Empfinden und läßt uns daran zweifeln, ob wir ein wahres Kunstwerk sehen. Man ist erstaunt, daß der Dichter den sich scheinbar von selbst bietenden Ausweg nicht benutzt, daß er seinen Johannes nicht der bestrickenden Schönheit dieses jungen Leibes, der sich ihm dürstend anbot, hat erliegen lassen. In Sünde mußte der Täufer fallen, um die Macht der Sünde zu verstehen, menschlich mit Menschen fühlen mußte er, um Menschen richten zu können. Die flammenden Worte der Herodias deuten fast gebieterisch auf eine solche Entwicklung hin. Die verbrecherische Liebe hätte dem Eiferer erst das Verständnis für Jesu Größe und lächelnde Hoheit erschlossen; erst wenn er selber der Verzeihung bedurfte, wäre ihm die welterlösende Schönheit des Christentums voll aufgegangen. Durch Nacht wäre er wieder zum Licht emporgedrungen, geläutert und wissend. Sudermann hat den Knoten nicht geschürzt und damit jeden wirklichen dramatischen Konflikt vermieden. An der äußeren Handlung, die sich im wesentlichen, in ihren interessanten Vorgängen um Salome, die geschmeidige Tigerkatze, dreht, nimmt sein Täufer wohl teil; aber nicht wie warmblütige Menschenkinder, wie Schachfiguren stehen sich die beiden gegenüber. So bleibt uns Johannes fremd. Was er erlebt, ist zufällig, hat nichts zu thun mit der inneren Wandlung, die sein Dichter ihn durchmachen läßt; im Gegenteil, diese Geschehnisse lenken davon ab, und man vergißt darüber den Grundplan des Dramas. Nur eine ganz lockere, auf die Täuschung schwacher Augen berechnete Verbindung hält den äußeren Zusammenhang aufrecht — gebrechliches Zimmerwerk, das die unverschmolzen nebeneinander liegenden Erzbarren so obenhin vereint. Es ist eine mühselige Häufung von Sensationen und packenden Einzelheiten, die den doch so eintönigen Charakter des Helden immer mehr verwirren, statt zu entschleiern. Und man giebt endlich das Nachgrübeln darüber auf, hält sich dafür an die pomphaften Sardou-Effekte, an denen auch der neueste Sudermann reich ist, und die ihren Eindruck nie verfehlen können, weil sie unmittelbar auf die Nerven fallen.

Ein dämonischer Reiz geht von ihnen aus und erobert selbst den widerstrebenden Zuschauer, der die raffinierte Rache durchschaut und sich von der blendenden Technik, dem unendlichen Fleiß des Theatralikers nicht über die Seelenlosigkeit des Ganzen hinwegtäuschen läßt. Die Kunststückchen werden fast zur Kunst. Schlechtweg meisterhaft ist in dieser Beziehung der zweite Aufzug zu nennen. Allen Haß seines redlichen Herzens, die Erbitterung eines zertretenen Volkes schleudert der Prophet der gekrönten Buhlerin entgegen, und während Flammen aus seinem Munde gehen und die Getroffene sich unter den fürchterlichen Hieben windet, läßt ihre Tochter kein Auge von dem Entsetzlichen, Heißgeliebten. Die schimmernde Pracht des Palastes, die aphrodisische Schönheit seiner Bewohnerinnen bilden den Goldgrund, von dem die erhabene Bettlergestalt des Täufers bezwingend großartig hervorsteht. Und welch ein Bild ist es, wenn die jungen Rosen von Saron heimlich Rosen niederstreuen auf den düsteren Zeloten. Noch eindrucksvoller sind manche Scenen des Schlußaktes, obgleich Sudermann sich hier zuweilen selbst karikiert und die Gestalt des Helden völlig in den Hintergrund schiebt, ohne daß er's selber recht gewahr wird. Salomes Tanz vor Herodes und den vornehmen Gesandten Roms ist ein

unvergeßliches Bühnenbild, an dem Sudermann allerdings kein geistiges Eigentumsrecht hat. Kaum minder lebendig wirkt der Moment, da Johannes in Schmutz und Lumpen vor der strahlenden Versammlung sein Todesurteil hört, der Sieger, der lächelnd den Besiegten verzeiht. Und dann das letzte Bild, das heilige Schauer im Herzen erweckt, trotzdem man sich gegen die Profanierung an dieser Stelle, in diesem Werke sträubt: unter dem Hosiannageschrei der entzückt jauchzenden Menge, unter dem Gewoge unzähliger Palmenzweige zieht, unsern Augen nicht sichtbar, Christus ein in die Stadt, deren Richtplatz eben das Blut seines Wegbereiters trinkt. Und schweigend, in bleicher Betroffenheit starren die tafelnden Großen in das rasende Gewühl. Bezeichnend für Sudermanns Art und Vermögen, ein Beweis für die innere Schwäche seiner Darstellung aber ist es, daß der am feinsten ausgeklügelte Schlager müde verpuffte: als Johannes dem Herodes vorm Tempel entgegentritt und den erhobenen Stein nicht schleudern kann, weil ihm Christi Geist in den Arm fällt, da blieb's still im Parkett, die Symbolik des Dichters ergriff nicht, und der dramatische Höhepunkt des Stückes ward zum Nullpunkte. Alles Brillantgefunkel der Sprache, die an Zarathustra gebildet ist, all der überschwengliche Blumenschmuck, der das scenische Gerüst umrankt, verhüllt nicht seine Gebrechlichkeit.

Sudermann ist ehrenvoll an einer Aufgabe gescheitert, deren Schwierigkeiten ihm seiner ganzen Anlage nach nicht klar genug zum Bewußtsein kommen konnten; sie hat ihn nun die Grenzen seiner Kraft kennen gelehrt. Und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, darf der „Johannes" vielleicht ein Gewinn für unsre Litteratur genannt werden.

Hausglück.

Es brennt ein helles Feuerlein,
Ich sag' nicht wem und sag' nicht wo.
Vier Augen blicken still hinein,
Zwei Herzen macht es stark und froh.

Und immer flammt es hell und heiß,
Wächst mählich auch der Aschenhauf;
Denn Kinderhände nahen leis
Und legen neue Scheiter auf.

Ernst Muellenbach.

Chinesische Beamte.

Von

A. Oskar Klaußmann.

Ein chinesischer Mandarin, ein Richter, gab einem Goldschmied den Auftrag, ihm zwei Barren Goldes zu besorgen. Der Juwelier führte den Auftrag aus, kam mit den Goldbarren zu dem Richter, und dieser fragte ihn nach dem Preise.

„Es giebt einen festgesetzten Preis für Gold," erwiderte der Verkäufer, „und jedermann kennt ihn. Von Euch, hoher Herr, aber will ich nur die Hälfte des gewöhnlichen Preises verlangen."

„Gut," sagte der Mandarin, indem er dem Goldschmied einen der Barren zurückgab, „ich behalte nur den einen und gebe dir den andern zurück, wir sind also quitt."

„Aber . . ." entgegnete der Verkäufer, bevor er jedoch weiter sprechen konnte, unterbrach ihn wütend der Mandarin: „Du hast deinen eignen Preis ohne Knickern von mir bekommen, und du klagst noch? Scher dich hinaus, oder ich lasse dich ins Gefängnis werfen!"

Diese Anekdote, die einem chinesischen Zeitungsblatte entstammt, ist bezeichnend für den Typus des Mandarins, das heißt für den des Beamten in China. So sieht der Mandarin in der Praxis aus, habgierig, betrügerisch und erpresserisch.

In der Theorie nimmt sich der Mandarin allerdings ganz anders aus. Die chinesischen Gesetzgeber gedachten wirklich nur die hervorragendsten Geister der Nation in die Beamtenlaufbahn hineingelangen zu lassen, aber mehr als sonst in der ganzen Welt stehen gerade bei den Mandarinen Theorie und Praxis im Widerspruch. Sehen wir, wie dieser Widerspruch entsteht, indem wir gleichzeitig die Entstehungsgeschichte eines chinesischen Mandarins von den ersten Anfängen seiner Laufbahn an verfolgen.

Wer Mandarin werden will, muß zunächst die beiden ersten Staatsprüfungen bestanden haben, sonst kann er nicht für den kleinsten Posten ausgewählt werden. Doch sei gleich im Anfang bemerkt, daß der Name Mandarin in China keineswegs den Beamten bezeichnet. Der Name ist von den Portugiesen, die zuerst mit den Chinesen in Verbindung kamen, erfunden worden. Der Rang eines Beamten in China wird mit „Kwum" bezeichnet. Wenn wir trotzdem den Namen Mandarin weiter beibehalten, so geschieht es, weil das Wort nun einmal in Europa geläufiger ist.

Wer sich den Staatsprüfungen unterziehen will, muß natürlich vorher sich gewisse Kenntnisse aneignen. Es giebt aber in ganz China keine öffentlichen Schulen in unserm Sinne. An ihre Stelle treten Privatschulen. Dort lernen die Kinder der Gebildeten ein paar tausend chinesische Schriftzeichen lesen und auf Papier malen; außerdem erhalten sie religiösen Unterricht. Von irgend welchen exakten Wissenschaften, wie sie in unsern Schulen gelehrt werden, ist nicht die Rede. Man kennt in diesen Schulen weder Geographie noch Geschichte oder fremde Sprachen. Von dem, was in der ganzen Welt vorgeht, von neuen Entdeckungen und Erfindungen wird kein Wort erwähnt. Haben die Schüler diese Privatschulen absolviert, so kommen diejenigen, die sich den Staatsprüfungen unterziehen wollen, in eine andre Privatschule, in der nunmehr die eigentliche Vorbereitung beginnt. Es sind aber nicht immer etwa Kinder, die diese höheren Vorbereitungsschulen besuchen, man findet vielmehr auch Leute in gereiftem Alter, die sich erst durch ein arbeitsreiches Leben das Geld verdienten, um nun Unterricht zu nehmen und die Kosten für die Prüfungen und den Lebensunterhalt zu bestreiten. So sind vom Knaben bis zum Greise alle Altersstufen in dieser zweiten Schule vertreten. Hier wird in nichts unterrichtet als in Litteraturgeschichte. Die Chinesen, die auf eine vieltausendjährige Geschichte zurückblicken, haben eine große Anzahl berühmter Dichter und Philosophen, die zu den „Klassikern" des Landes zählen. Die Schriften dieser Klassiker muß der Schüler vollständig auswendig lernen und über jedes Wort, über jede Wendung, über jedes Gleichnis, jedes sprachliche Bild Auskunft geben können. Der ganze Unterricht erstreckt sich also auf ein ununterbrochenes Auswendiglernen von Werken uralter Schriftsteller, die in gar keiner Beziehung zu den Dingen der Neuzeit stehen. Nichts andres als das, was diese Klassiker betrifft, wird in den Schulen gelehrt, und nichts andres wird auch für die Staatsprüfungen verlangt. Daher die schreckliche Unbildung selbst der höchsten Beamten, der vornehmsten Männer in allen Dingen, die nicht chinesisch sind. Wenn nun schon die gebildeten, die höchststehenden Chinesen so bar alles Wissens sind über das, was außerhalb Chinas geschieht, wie sieht es erst bei den vielen Millionen der untersten Volksschichten aus! So nur ist es zu erklären, daß das Volk gläubig die Versicherungen der Mandarinen hinnimmt, das Christentum schreibe seinen Anhängern vor, kleine Kinder zu kochen und Oel aus ihnen zu pressen, weil es des letzteren zu religiösen Handlungen bedürfe. Wahrscheinlich glauben die Mandarinen, die solchen Unsinn durch Plakate und Flugschriften veröffentlichen, selbst an das, was sie mitteilen. Die Folgen einer solchen Veröffentlichung sind aber immer eine Niedermetzelung der Missionare oder der für das Christentum gewonnenen Eingeborenen.

Glaubt der Schüler, daß er die Klassiker genügend kennt, um sich der Staatsprüfung zu unterwerfen, so meldet er sich für die nächste Prüfung, die immer in der Distriktshauptstadt abgehalten wird. Diese Prüfung findet zweimal innerhalb dreier Jahre statt, und viele Tausende von Kandidaten melden sich dazu. Die Prüfung ist verhältnismäßig leicht und besteht nur in einer schriftlichen Arbeit. Die Examinatoren, die selbst den höchsten Grad der Wissenschaft erlangt haben müssen, prüfen die vielen tausend Arbeiten, die ihnen eingereicht worden sind, und wählen endlich ungefähr den zehnten Teil als beste Leistungen aus. Die Verfertiger dieser Arbeiten erhalten den Titel Sin-tzai, das heißt knospendes Genie, und damit das Recht, sich zur zweiten Prüfung vorzubereiten, beziehungsweise zu melden. Es kann also immer nur ein Zehntel der Schüler in der Prüfung bestehen. Die andern neun Zehntel lassen sich aber nicht abschrecken. Sie besuchen noch einmal die Vorbereitungsschule, und manche thun dies zwanzig-, dreißigmal hintereinander, so daß es vorkommen soll, daß Sohn, Vater und Großvater gleichzeitig in diese erste Prüfung hineingehen. Die zweite Prüfung wird in der Provinzhauptstadt abgehalten und findet nur alle drei Jahre statt. Die Examinatoren werden vom Kaiser extra ernannt. Außerdem wohnen alle höchsten Beamten der Provinz der Prüfung bei. In jeder Provinzialhauptstadt giebt es gewöhnlich außerhalb der Stadt einen großen Platz, der von einer hohen Mauer umgeben ist. Nur zwei Thore, die einander gegenüberliegen, befinden sich in den Mauern, und durch die Thore führt eine Straße, die den Platz in zwei gleichmäßige Hälften teilt. Zur Rechten und zur Linken der Straße stehen, bis an die Mauer reichend, lange, niedrige, stallartige Gebäude, und zwar so dicht nebeneinander, daß immer nur eine Gasse von ungefähr zwei Schritten zwischen zwei solch langen Schuppen bleibt. Jeder Schuppen ist wieder in eine große Zahl schmaler Zellen eingeteilt, so daß im ganzen auf dem Prüfungsplatz 12—14000 derartiger Zellen entstehen. Jeder Kandidat wird in eine solche Zelle gesteckt, die nur eine Thür und in dieser einen Ausschnitt hat, durch den Licht und Luft hineindringen können. Die Zellen haben außerdem zwei Bretter, eines, um darauf zu sitzen, ein andres, um darauf zu schreiben, und der Kandidat bringt in diese Zelle Kleidungsstücke, Lebensmittel und Betten hinein, denn die ersten drei Tage darf er die Zelle nicht einen Augenblick verlassen. Jeder Insasse bekommt schriftlich seine Aufgaben zugestellt, und gewöhnlich enthalten die kleinen roten Zettel, die man dem Kandidaten in seine Zelle hineinreicht, vier Themata, drei für prosaische Arbeiten und eines für ein Gedicht. Keine Arbeit darf mehr als vierhundert und weniger als dreihundert Schriftzeichen enthalten. Korrekturen dürfen nur in sehr bescheidenem Maße angebracht werden. Nach drei Tagen werden die Arbeiten aus den Zellen herausgeholt, und die Kandidaten dürfen nun eine Nacht außerhalb des Prüfungshofes schlafen. Dann werden sie wieder auf drei Tage eingesperrt und haben während dieser Zeit fünf Arbeiten anzufertigen. Diese sechs Tage sind körperlich und geistig so anstrengend, daß sehr oft Kandidaten, besonders Greise, die sich der Prüfung unterziehen, an Erschöpfung und Ueberanstrengung sterben.

Theoretisch sind alle Vorkehrungen getroffen, um das Abschreiben zu verhüten, um zu verhindern, daß die Kandidaten untereinander in Verbindung treten und sich gegenseitig bei den Arbeiten aushelfen. Die Wächter indes, die in den Gassen auf- und abschreiten und die Kandidaten überwachen, sind, wie jedermann in China, der Bestechung zugänglich. Das Reglement für die Prüfung der Arbeiten ist außerordentlich umfangreich und streng. Es ist so abgefaßt, daß bei seiner wirklichen Handhabung weder ein Unterschleif noch eine Bevorzugung eines Kandidaten vorkommen kann. Das Gegenteil aber trifft ein. Durch Bestechung kommt ein Kandidat, der eine schlechte Arbeit liefert, weiter als ein Kandidat, der eine gute Arbeit liefert, ohne den Examinatoren etwas anzubieten, und ist der Prüfling der Sohn eines hochstehenden Mannes, so wird man natürlich ihm sehr durch die Finger sehen und seine Arbeit für reif erklären, selbst wenn sie nichts taugt. Die Arbeiten werden sehr sorgfältig gesichtet, das heißt angeblich. Es kann nämlich nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz der Kandidaten die Prüfung bestehen, weil jeder Provinz nur eine bestimmte Zahl von höheren Graden zugeteilt ist. Während in der ersten Prüfung von tausend Kandidaten hundert durchkommen konnten, können hier bei der zweiten Prüfung nur noch siebzig von tausend die Prüfung bestehen, weil nur für so viele Diplome vorhanden sind. Die Glücklichen, die das Examen zu Recht oder Unrecht bestanden haben, erhalten den Titel Chüü-schiw, „beförderter Mann". Wer die Prüfung nicht bestanden hat, meldet sich sofort für die nächste. Er muß dann, je nach der Qualität seiner Arbeit, noch ein oder zwei Jahre warten, bis er sich der nächsten Prüfung unterziehen kann. Diejenigen, denen die Prüfung geglückt ist, haben nun das Recht, sich um einen Beamtenposten zu bewerben, das heißt, wenn eine Vakanz vorhanden ist. Es kann jahrelang, ja jahrzehntelang dauern, ehe der Kandidat ein solches Amt erhält. Er wird rascher befördert, wenn er noch die dritte Prüfung ablegt, durch die er ein Tsen-tse, das heißt „fertiger Gelehrter" wird. Diese Prüfung findet nur alle drei Jahre, und zwar im Frühjahr nach den Provinzprüfungen, in Peking selbst statt. Die Kandidaten haben insofern eine Vergünstigung, als sie für den Aufenthalt in Peking nichts zu bezahlen brauchen, denn die Kosten trägt der Staat; sie müssen aber aus der Provinz die oft sehr weite und kostspielige Reise unternehmen, und die meisten Kandidaten würden gar nicht im stande sein, die Reisekosten zu bezahlen, wenn sie nicht vorher zu Wucherzinsen Gelder aufnähmen. Sie hoffen, dieses Geld bald wieder zu bezahlen, sobald sie erst im Amte sind und sich durch Erpressungen, Betrügereien und Unterschlagungen bereichern können.

Natürlich werden diejenigen Kandidaten, welche die dritte Prüfung bestanden haben, rascher befördert als diejenigen, die nur die zwei ersten Prüfungen hinter sich haben, alle aber müssen mit der neunten Rangstufe beginnen. Die neun Rangstufen giebt es sowohl bei der Zivilverwaltung als bei der Armee und der Flotte. Da wir nur die Beamten schildern wollen, halten wir uns hier an die Zivilverwaltung und führen im nachfolgenden die Tiere an, die jeder Klasse als Abzeichen verliehen sind. Die neunte Klasse hat eine Elster, und die Tiere für die andern Klassen aufwärts bis zur ersten sind: Wachtel, Ente, Reiher, Silberfasan, Wildgans, Pfau, Goldfasan und Kranich. Das Bild des entsprechenden Tieres trägt der Beamte an seiner Kleidung auf der Brust und auf dem Rücken, und zwar ist es in bunter Seide auf ein besonderes, ungefähr einen Quadratfuß großes Stück Seide gestickt. Bei Armee und Marine sind die Rangtiere von der neunten hinauf zur ersten Klasse folgende: Rhinozeros, Seehund, Waschbär, Tigerkatze, Bär, Tiger, Leopard, Löwe und Nashorn.

Nach der Theorie geben die chinesischen Gesetze für die Anstellung der Mandarinen sehr strenge Bestimmungen. Beamter kann nur derjenige von den Geprüften werden, der einer ehrenhaften Kaste angehört. Die Söhne, Enkel und Urenkel von Barbieren, Schauspielern und Schiffsknechten sind zum Beispiel unehelich und sollen niemals Mandarine werden. Kein Mandarin soll in seinem Heimatsbezirk angestellt werden, damit er nicht seine Verwandten und Freunde begünstigt, er soll auch nie unter seinen Untergebenen einen Verwandten haben, damit dieser nicht bevorzugt wird. Er soll keine Frau heiraten, die unter seinem Stande ist, und Ehen mit Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen sind nicht nur den Mandarinen, sondern auch ihren Kindern und Enkeln streng untersagt. Der Mandarin soll fleißig sein, soll mit Unparteilichkeit verfahren und nicht einmal in einem Falle Richter sein, wo ein entfernter Verwandter eines Verwandten seiner Frau beteiligt ist. Er soll einen untadeligen Wandel führen, in und außer Dienst sich als Ehrenmann verhalten, unbestechlich sein, das Wohl seiner Untergebenen wahrnehmen, auf das pünktlichste und strengste die Befehle

Abfeuern der Leuchtbombe.

des Kaisers und seiner Vorgesetzten ausführen. Dafür ist ihm ein Gehalt versprochen, das mit den Rangstufen bedeutend wächst. Der Mandarin in der neunten Rangstufe hat allerdings nur 400 Mark jährlich, aber die Lebensbedürfnisse in China sind fabelhaft billig. Das Höchstgehalt, das in der ersten Rangstufe bezahlt, respektive versprochen wird, beträgt 60 000 Mark, und zwischen diesem Höchstgehalt und dem Mindestgehalt von 400 Mark bewegen sich die Gehälter der angestellten Beamten. Nun wird das Gehalt aber sehr unregelmäßig gezahlt, in vielen Fällen gar nicht. Die Mandarine, welche die Auszahlung der Gehälter an ihre Unterbeamten zu besorgen haben, stecken den größten Teil dieser Summen in die eigne Tasche und zahlen nur Bruchteile des Gehaltes aus; der Beamte hat Schulden von früher, und er muß jetzt noch die höher gestellten Beamten in der Distriktshauptstadt und der Provinzhauptstadt, vor allem aber die in Peking bestechen, um befördert zu werden, und so bleibt dem Mandarin nichts übrig, als selbst ein Gauner und Lump zu werden. Er unterschlägt eingehende Gelder, vor allem die Geldstrafen, die er verhängt. Er läßt sich bestechen, er betrügt, er erpreßt, er erhebt weit mehr Steuern, als der Staat verlangt, und auf diese Weise kommt er allmählich zu Vermögen und dadurch zu höheren Aemtern und zu Ansehen.

In den letzten Jahrzehnten, in denen die Regierung viel mit Geldmangel zu kämpfen hatte, sind Aemter überhaupt für Geld käuflich geworden. Man verlangte früher, daß die Käufer wenigstens das zweite Staatsexamen bestanden hatten, und dann verkaufte man ihnen zu hohen Summen gewisse Aemter, welche die Käufer dazu benutzten, um nun auf unehrliche Weise Geld zu verdienen. In letzter Zeit hat man sich aber dazu entschlossen, an reiche Leute derartige Aemter zu verkaufen, ohne daß sie die Staatsprüfung bestanden hätten, wenn sie nur gehörig bezahlten. Daß derartige Leute erst recht das Geld, das sie für das Amt verauslagt haben, mit Wucherzinsen wieder herauswirtschaften wollen, ist selbstverständlich. Und gerade diese Art von Beamten ist auch allen Neuerungen abhold, gerade sie wissen, daß es mit ihren Aemtern und mit der Aussicht, sich noch ein höheres, einträglicheres Amt zu kaufen, vorüber ist, sobald China der Kultur erschlossen wird, sobald Verhältnisse eingeführt werden, die nur einigermaßen den europäischen gleichen. Aber auch die andern Mandarine wissen es wohl, daß, wenn einmal ein andres System Platz greift, Leute nicht mehr auf Beförderung zu rechnen haben, deren ganzes Wissen in der Kenntnis der alten Klassiker besteht. Sie fürchten, daß man dann nur Leute anstellen wird, die eine moderne Bildung besitzen, und daß sie, die jetzt in den Aemtern sind, diese verlieren würden. Deshalb sind die Mandarine, besonders in der Provinz, die entschiedenen Gegner aller Neuerungen und die Todfeinde aller Fremden. Wenn auch die Regierung von den besten Absichten beseelt wäre und der Kaiser und seine Umgebung es versuchen sollten, China der europäischen Kultur zu erschließen, so leisten diese Mandarine aktiven und passiven Widerstand, denn sie fürchten für die Zukunft ihrer Kinder und Verwandten, und sie selbst hetzen die Bevölkerung gegen die Fremden, seien es Missionare oder Kaufleute, auf.

Der Mandarin kann, wenn er im Dienst ist, auch noch Auszeichnungen erhalten, ohne daß er in eine höhere Rangstufe übergeht, ähnlich wie man bei uns Orden erhält. So kann ihm zum Beispiel eine Krähenfeder verliehen werden, die er auf seiner schwarzen Kappe trägt, die wie eine europäische Mütze ohne Schirm aussieht und einen Deckel von großem Durchmesser hat. Anstatt der Krähenfeder können ihm auch Pfauenfedern verliehen werden: eine bis vier, ferner Pfauenfedern mit einem Auge, mit zwei Augen und mit drei Augen. Das höchste Ehrenzeichen ist die gelbe Reitjacke, das heißt die Berechtigung, bei Hofe, auf Reisen und im Dienst ein jackenartiges Gewand aus gelber Seide zu tragen. Außer der gelben Reitjacke (gelb ist die kaiserliche, die heilige Farbe der Chinesen) kann dem Würdenträger auch noch ein gelbes Fähnchen verliehen werden. Dieses dreieckige Fähnchen hält er dann bei Amtshandlungen und Besuchen bei Hofe in der rechten Hand. Es hat eine große Bedeutung, denn das gelbe Fähnchen verleiht dem Inhaber das Recht über Leben und Tod aller Chinesen, die im Range unter ihm stehen. Daher giebt es in ganz China nur drei oder vier Großwürdenträger, denen das gelbe Fähnchen verliehen ist. Auch einen Orden besitzt China, den vom doppelten Drachen, er wird aber nur an Ausländer verliehen. Wenn auch nicht als Rangabzeichen, so doch als Vergünstigung werden den Mandarinen ferner verliehen: das Recht, eine gelbe Säbelscheide zu tragen, das Recht, an ihren Sänften rote Tragstangen zu haben, das Recht endlich, an der Kleidung Zobelpelz zu verwenden. Ein Mandarin darf niemals zu Fuß gehen, er muß stets in einer Sänfte getragen werden. Für die Sänfte braucht er nur vier Mann, reitet er aber, so muß er von zehn Personen begleitet sein; zwei Stallknechte müssen vor ihm reiten, und acht Sekretäre und Schreiber ihm folgen. Jeder Mandarin hat nämlich eine große Zahl von Beamten, die er allerdings aus seiner Tasche bezahlen muß. Aus Sparsamkeit stellt die Regierung viel zu wenig Mandarinen ein, und selbst wenn sich die ehrlichen Beamten — und es giebt, wenngleich höchst selten, auch solche in China — totarbeiten wollten, würden sie nicht mit den Geschäften fertig werden. Sie müssen daher auf eigne Kosten Sekretäre und Gehilfen engagieren, und daß sich diese stets so verhalten, wie ihre Herren, das heißt, daß sie auf eigne Faust ebenfalls stehlen, betrügen und erpressen, wenn dies ihr Herr Vorgesetzter thut, ist selbstverständlich.

So wird es in China so lange eine Mißwirtschaft geben, solange es Mandarinen giebt. Niemals werden europäische Kultur und Gesittung, Industrie und Handel in dem Lande nach europäischen Begriffen eingerichtet werden können, wenn nicht der Widerstand der Mandarine gebrochen, nicht dieses verrottete Beamtentum beseitigt wird.

Geländebeleuchtung durch die Fallschirmbombe.

Schießübungen an der Artillerieschule zu Fontainebleau.

Text und Abbildungen von P. Kauffmann.

II.

An verschiedenen Punkten sind auf dem Schießplatz möglichst in der Nähe der Zielobjekte, doch in sicherer Deckung vor den Geschossen, Telegraphen- und Telephonstationen eingerichtet, die in beständiger Verbindung mit der Batterie stehen, die Treffer angeben, nach jedem Schuß über die erzielte Wirkung, die seitliche Abweichung, die erreichte Distanz und schließlich über alles das berichten, was den Kommandierenden bei der Batterie und die Instruktionsoffiziere interessieren kann, die nach jedem Schießen vor den versammelten Kriegsschülern die Kritik über dasselbe abgeben.

Da durch den Wald von Fontainebleau Straßen führen, von denen verschiedene über den Schießplatz gehen, werden rings um denselben Kavallerieposten ausgestellt, um den Zutritt während des Schießens zu verhindern; außerdem werden besondere Fahnen aufgezogen, die die Pausen anzeigen, während deren man das Polygon und die Gegend

hinter demselben betreten darf. Während des Schießens ist es verboten, die Schußlinie und einen wenigstens 200 Meter über sie hinaus gelegenen Raum zu durchbrechen, damit nicht etwa Passanten von den über das Ziel hinausfliegenden Sprengstücken der explodierenden Geschosse verletzt werden. Es kommt sogar häufig vor, daß durch eine Ungeschicklichkeit beim Zielen ein Geschoß an unrichtiger Stelle explodiert und den Wald in Brand steckt, der nur allzuoft durch einen unglücklichen Artilleristen in seinem Bestande geschädigt wird.

Trotz der großen Gefahr lassen sich nicht selten Neugierige aus Interesse, das sie an der Schule nehmen, dazu verleiten, sich still bis mitten in das Gebüsch hinein zu schleichen, wo sie dann unbemerkt die verheerenden Wirkungen der Geschosse anschauen können. Aber wehe dem, der sich erwischen läßt! Er wird nach der Stadt gebracht und erhält oft seine Freiheit erst nach mehrtägiger Haft wieder, besonders, wenn er keine „mildernden Umstände" für sich geltend machen kann.

Nach jeder Uebung kehren die mit dem Range von Unterlieutenants bekleideten Kriegsschüler, von den ihnen als Instruktoren dienenden Offizieren angeführt, truppenweise wie gewöhnliche Soldaten, teils zu Fuß, teils zu Pferde, teils auf den Protzkasten der Geschütze nach den Kasernen zurück.

Alljährlich veranstaltet die Schule während der besseren Jahreszeit nächtliche Schießübungen, zu denen eingeladen zu werden bei den Einwohnern der Stadt als eine hohe Bevorzugung gilt. Die Verwandten und Freunde der Schüler und ihrer Lehrer wohnen denselben in großer Anzahl bei. Neben den eigentlichen Uebungen laufen dann mancherlei Spielereien einher, die speziell zur Unterhaltung der eingeladenen Gäste bestimmt sind.

Angefeuert durch die Komplimente der anwesenden jungen Damen suchen die Kriegsschüler sich beim Richten ihrer Geschütze an Geschicklichkeit gegenseitig zu überbieten. Die Batterie bietet im Scheine des elektrischen Lichtes einen äußerst malerischen Anblick dar inmitten der eleganten Toiletten der Damen, die die großen Belagerungsgeschütze umstehen und jedesmal zusammenfahren, wenn der Donner ihrer Entladungen die Luft erschüttert.

Wenn die vorgeschriebenen Schießübungen zu Ende sind, folgt in der Regel zur Unterhaltung der Gäste ein sogenanntes Lichtschießen, das heißt eine Beleuchtung der Umgegend vom Schießstande aus, aber nicht durch elektrische Scheinwerfer, sondern durch Leuchtbomben, die aus einem Belagerungsmörser geschleudert werden.

Es ist das ein Mörser von 220 Millimeter Durchmesser, der im Jahre 1880 eingeführt worden ist; seine Tragweite beträgt bei einer Erhebung von etwa 44 Grad 5500 Meter. Dieser Feuerschlund, aus dem die Lichtbomben entsendet werden, und der speziell auf das Schießen unter großem Erhebungswinkel berechnet ist, hat im Verhältnis zu seinem Kaliber eine weit gedrungenere Gestalt als die gewöhnlichen Belagerungsgeschütze. Die deutsche Artillerie besitzt übrigens ein ähnliches Geschütz in ihrem Mörser von 210 Millimeter Durchmesser. Die Lafette besteht aus Metall und trägt mit Rücksicht auf das beträchtliche Gewicht des Geschosses eine besondere Ladevorrichtung. Das Gesamtgewicht des Geschützes beträgt einschließlich der Lafette 4700 Kilo, zur Bedienung sind sechs Mann erforderlich.

Soviel wir wissen, unterbreitete im Jahre 1874 ein Erfinder dem französischen Kriegsministerium einen Plan, nachts durch Leuchtgeschosse die feindlichen Arbeiten vor einem belagerten Platz aufzuhellen; es wurden an verschiedenen Orten Versuche angestellt, allein mit dem alten glatten Mörser konnten die Leuchtgeschosse nicht weit genug geschleudert werden; man glaubte daher warten zu sollen, bis man einen Mörser gefunden habe, der im stande sei, die leuchtende Bombe auf größere Entfernungen hinauszutragen.

Als aber der gewünschte Mörser gefunden war, das heißt der von 220 Millimeter Durchmesser, war es zu spät; die Wissenschaft hatte inzwischen den elektrischen Scheinwerfer gebracht, und als dieser in der Armee zu allgemeiner Annahme kam, hatte die Leuchtbombe ihre Existenzberechtigung eingebüßt.

Die Erfindung, um die es sich handelte, war übrigens interessant; es hatte mit ihr folgende Bewandtnis:

Zunächst gab es eine Fallschirmbombe. Sie besteht aus einem leichten und sehr dünnen eisernen Hohlgeschoß, das mit einer Art Fallschirm aus starkem Seidenstoff umhüllt ist und einen Leuchtstoff enthält, dessen Leuchtkraft sich mit der des Hydro-Oxygengases vergleichen läßt. Wenn das Geschoß in dem der Entfernung entsprechenden Winkel fortgeschleudert wird, treibt es durch eine besondere Vorrichtung den Fallschirm an, der sich nun entfaltet und den Apparat etwa 30 Meter über dem Boden in der Schwebe hält, während zugleich durch eine weitere Vorrichtung eine Zündschnur die in der Bombe enthaltene Leuchtmasse entzündet, die nun auf eine Kreisfläche von etwa 60 Meter Durchmesser ein sehr helles und intensives Licht fallen läßt. Der Fallschirm übernimmt zugleich die Funktion eines Lichtschirms, indem er die zwecklose seitliche Ausbreitung des Lichtes verhindert und dasselbe auf eine bestimmte Fläche konzentriert.

Der Apparat schwebt in der Luft und senkt sich langsam herab. Er beleuchtet zwei bis drei Minuten lang das unter ihm gelegene Gelände; wie der Erfinder meinte, sollte dadurch Gelegenheit geboten werden, sich während der Nacht von dem Fortschritt der feindlichen Belagerungsarbeiten oder der etwaigen Ankunft eines neuen Truppenteils zu überzeugen. Das war nun eine etwas naive Idee, denn um dem Geschoß die erforderliche Richtung zu geben, hätte man zunächst wissen müssen, an welcher Stelle in der betreffenden Nacht der Feind mit seinen Arbeiten vorgehen und wo der Truppenzuzug stattfinden werde, Thatsachen, über die man doch in der Regel keine Kenntnis zu seinen Gegnern gelangen läßt.

Ein andrer Apparat war die sogenannte explodierende Leuchtbombe. Dieselbe wurde direkt auf das Gebiet der feindlichen Arbeiten geworfen und sollte einen doppelten Zweck erfüllen. Beim Aufschlagen entzündete eine besondere Vorrichtung den in ihr enthaltenen Leuchtstoff, der nun das Gelände im Umkreis von etwa 30 Metern erhellte; war er bis auf die Explosionsmasse abgebrannt, so setzte er diese in Brand, und die Bombe platzte, ihre Splitter wagerecht nach allen Richtungen hin entsendend. Der Erfinder schlug vor, die Bombe mit ungleicher Leuchtdauer anzufertigen, um dem Feind einen heilsamen Schrecken einzujagen, da er, im Ungewissen darüber, wann das Licht erlöschen und die Explosion erfolgen werde, sich hüten werde, näher heranzutreten und etwa einen Löschversuch zu machen. Auch das war eine kindliche Idee, denn in welcher Armee würde sich nicht ein verwegener Geselle oder ein beherzter Mann finden, der sich, seines Lebens nicht achtend und nur auf die Rettung seiner Kameraden bedacht, auf das höllische Geschoß stürzte, um es zum Verlöschen zu bringen? Und würde es dem Feind, wenn er einmal Kenntnis von diesen Bomben erlangt hätte, nicht ein Leichtes sein, tragbare Löschvorrichtungen mit sich zu führen, deren Wasserstrahl der so schrecklich thuenden Bombe auf einmal das Lebenslicht ausblieke?

Alle diese Bedenken wurden von der Prüfungskommission geltend gemacht und die Erfindung zurückgewiesen. Man bedient sich ihrer nur noch von Zeit zu Zeit als einer harmlosen Spielerei, und so ist ihr denn auch eine Rolle bei den Festlichkeiten der Kriegsschüler zugewiesen. Die Lichtbomben bilden das Erstaunen der gaffenden Menge, die ihnen lauten Beifall spendet, und die Kriegsschüler lassen sich, als handle es sich um die ernsthafteste Sache, gern die Komplimente ihrer reizenden Zuschauerinnen gefallen, auf die sie stets mit Sicherheit rechnen können.

Feldbatterie.

An der Sperrlinie.

Telephonstation an der Zielhütten.

Die Hungersteine.

Roman

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Nun begann Charlotte während der Arbeit zu lauschen auf alle Geräusche im Hause. Sie hörte in ihrem dicht neben dem Korridor gelegenen „Atelier“, wenn jemand die Treppe herauf kam. Und jedesmal dachte sie: ginge er doch vorüber! Und wenn die Klingel gezogen wurde, horchte sie voll Unruhe und war immer darauf gefaßt, abgerufen zu werden.

So kam sie zu keiner Sammlung. Ihr Bild, das sie so begeistert angefangen hatte, das zuerst so viel versprach, befriedigte sie immer weniger. Zuletzt stellte sie's gegen die Wand. ‚Es muß erst mal trocknen,‘ redete sie sich vor. ‚Dann geh' ich noch einmal darüber.‘ Aber sie dachte nicht gern daran. Es war ihr, als hätte sie eine Blamage erlitten.

Auch gab's jetzt, da Weihnachten nicht mehr fern war, allerlei Besonderes zu thun. Berghauer und Kläre hatten sich angemeldet, und sie freute sich unbeschreiblich auf die beiden Menschen.

Sie war doch recht allein hier. Ein paar Besuche hatten sie zwar gemacht, aber es war zu keinem Verkehr gekommen, da Hubert ein Feind der Geselligkeit war und alle Einladungen abgelehnt hatte.

Nun, sie hatte ja ihren Mann. Aber wenn er arbeitete, war sie gar nicht auf der Welt für ihn. Sie that dann am besten, ihn nicht an sich zu erinnern.

Sie hatte sich wohl anfänglich mit einem Buch zu ihm gesetzt, um wenigstens in seiner Nähe zu sein. Aber das Umblättern, das leichte Rauschen ihres Kleides, ja das bloße Bewußtsein ihrer Gegenwart, die Furcht, beobachtet zu werden, machten ihn nervös. Und so blieb sie zuletzt fort. Ja, sie empfand es schließlich als eine Wohlthat, sich müde zu laufen in ihrer unbequemen Wohnung und ihr Gedächtnis anzufüllen mit allerlei praktischem Kleinkram.

Nach der Arbeit, wenn er zufrieden war mit dem Geschehenen, war Hubert dann so gut und liebenswürdig, daß sie alles vergaß, was ihr den Tag über an ketzerischen Gedanken durch den Kopf gegangen sein mochte.

Es entspann sich meist ein lebhaftes Gespräch zwischen ihnen, das anregend und wohlthuend war, wenn ihre Meinungen übereinstimmten.

Aber das war nicht immer der Fall. Sie hatte gelernt, sich ihre eigne Anschauung von den Dingen zu bilden. Ihr Vater hatte viel auf ein selbständiges Urteil gegeben. Und so wußte sie ihre Ansicht klar zu begründen und tapfer und standhaft zu verteidigen.

Das vertrug er nicht. Sie sollte denken, was er dachte. Sie sollte schön und häßlich finden, was er schön und häßlich fand. Wie eine bittere Kränkung berührte es ihn, daß sie ihren Geschmack für sich hatte, wie sie ihr eignes Gesicht hatte. Mit leidenschaftlicher Beredsamkeit suchte er sie zu sich herüberzuziehen, sie zu seinen Ansichten zu bekehren. Seine Jüngerin sollte sie werden ganz und gar, sein Werk, wie Johanna es gewesen war. Seine Herrschsucht, seine Kraft duldeten keinen Willen neben sich, ohne den Versuch zu machen, ihn sich unterzuordnen. Und so kam's, daß die ganz harmlos und sachlich begonnenen Unterhaltungen nicht selten mit einer beiderseitigen Verstimmung endeten.

Sie mußte dann wohl an Karl Wedekinds Ausspruch denken: „Er ist ein Seelenraubtier“. Das hatte der gute Kerl gesagt, ehe noch die Möglichkeit vorlag, daß sie Hubert je persönlich kennen lernte. Und nun war sie seine Frau!

*

Es war die Zeit der kürzesten und dunkelsten Tage. Alles schien grauer und blasser unter dem immer grauen Himmel, dem endlose Regenfluten entströmten. Kein Wunder, daß auch Lotte schmal und blaß aussah. Sie ging selten aus. Allein machte es ihr keinen Spaß, und Hubert gönnte sich nicht oft die Zeit, sie zu begleiten.

Sie frühstückten gewöhnlich in Lottes wohldurchwärmtem Zimmer, dessen kleiner Ofen die Nacht hindurch gebrannt hatte.

Mitte November aber wurde es plötzlich kalt, und eines Morgens war alles weiß. Bis in die Tiefe des Zimmers hinein drang das grelle Licht. Die Bilder an den Wänden leuchteten klar und lebendig, als wären sie frisch gefirnißt. Alles Detail trat überraschend heraus.

Lotte ließ die Augen darüber hingehn. Dann blieben sie träumerisch an der „Venetianerin“ haften. Sie lächelte eigentümlich. „Weißt du noch?“ fragte sie.

Der Vormittag in der Galerie war ihm noch lebhaft im Gedächtnis. „Die Venus ist doch schöner,“ neckte er, ihren Widerspruch herausfordernd.

Aber merkwürdig — sie nickte. Und wieder ging das seltsame Lächeln um ihren Mund. „Sie würde auch besser hierher passen.“

„Siehst du, Lotte, du hast dich schon bekehrt.“

„Es scheint so. Damals dachte ich: bloß für die Liebe leben . . . nein —, wenn ich nicht tüchtig meine Arbeit hätte!“

„Ich dächte, die hast du.“

Sie stützte das Kinn auf die gefalteten Hände und sah mit einem ernsten Blick hinauf in das klare, offene, energische Gesicht der Venetianerin. In diesem Blick lag die stumme, heimliche Resignation, die an ihr zehrte. Langsam schüttelte sie den Kopf.

Er wurde plötzlich aufmerksam. Zum erstenmal seit langer Zeit sah er ihr forschend ins Gesicht. Das grellweiße Schneelicht zeigte ihm deutlich, wie sie sich verändert hatte.

Das war nicht mehr seine lebensprühende, frische, thatkräftige Lotte. Etwas unendlich Rührendes war in ihre stillen Augen gekommen. Und nun fiel ihm ein, daß er sie lange nicht hatte lachen hören.

Sein Gewissen regte sich. War sie denn nicht glücklich, seine geliebte Frau? Was fehlte ihr? Hatte sein tiefer, schwerfälliger Lebensernst sie niedergedrückt, ihre schöne natürliche Heiterkeit vernichtet?

Er nahm ihre Hand und küßte sie, und sie sah ihn verwundert an. Solche Galanterien hatte er längst verlernt.

„Frauchen,“ sagte er, „ist's denn gar so schwer, dem Mann zuliebe etwas aufzugeben?“

Sie regte sich nicht, sah nur immer zu dem Bilde empor. Sie wollte nicht lügen und ihn doch auch nicht kränken.

Er wartete eine Weile, dann seufzte er tief auf und machte Miene, sich zu erheben.

Da schlang sie plötzlich die Arme um seinen Nacken und hielt ihn fest. „Nein, bleibe noch! Laß mich nicht so allein!“

Und er sah: da war viel mehr, als er gedacht hatte. Eine solche Unruhe und Angst und Traurigkeit sprach aus ihrem Gesicht, ihrer Bewegung. Ihm dämmerte es auf einmal: „Lotti,“ sagte er weich, „ist es — Johanna?“

Sie ließ ihn los und lehnte sich zurück. Ihre blassen Lippen formten ein lautloses „Ja“.

Er war sehr ernst, aber nicht zornig. „Kind,“ sagte er, „so laß doch das ruhen!“

„Du bekommst Briefe von ihr, Hubert. Sehr oft. Ich weiß es. Und dann bist du den ganzen Tag verstimmt.“

„Das wohl, Kind. Aber zur Eifersucht hast du wahrlich keinen Grund. Diese Briefe, meist geschäftlichen Inhalts — und in einem Ton gehalten —“ das Blut schoß ihm in die Stirn — „kurz und gut,“ schloß er, „wenn ich jemals Sympathien hatte für Johanna . . . diese Briefe, diese Stellungnahme gegen dich —“

„Gegen mich?“

„Es ist ja erklärlich. Man darf da nicht hart sein . . . Trotzdem . . .“ Er stand auf. „Ich will mir nicht den Tag verderben. Na, ein andermal. Wir müssen das ja mal besprechen. Uebrigens“ — er deutete auf einen Kasten seines Schreibtisches — „dort liegt die ‚Affaire Johanna‘ aktenmäßig beisammen. Es ist vielleicht besser, du liest dich langsam hindurch. Ich habe ja kein Geheimnis vor dir.“

Er nestelte einen kleinen Schlüssel von seinem Schlüsselbunde und gab ihn ihr. Aber sie zögerte, ihn zu nehmen.

Allein sollte sie sich da hindurchfinden? Nein, um Gottes willen! Sie hielt seine Hand fest. „Hubert, sag mir's lieber! Jetzt, jetzt gleich!“

Er warf einen Blick auf die Uhr.

„Hubert, ich bin nun mal entschlossen. Ich hab' mich davor gefürchtet wie vor einer Operation auf Leben und Tod! Du weißt ja nicht, wie es mich gequält hat!“

„Gut,“ sagte er und setzte sich zu ihr nieder. Er sah ein, es war die höchste Zeit, daß er ihre übertriebenen, unklaren Vorstellungen zerstreute. Und so erzählte er denn in großen Zügen, wie alles gekommen war. Er beschönigte nichts, sondern ließ die Thatsachen sprechen — aber die Thatsachen, wie sie ihm erschienen.

Wie die Triebräder einer kunstvollen Maschine sah sie es ineinander greifen, Schicksal und Charakter. Eins unterstützte das andre, schob und stieß es vorwärts — alles surrte und summte durcheinander.

So schürzte sich vor ihren Augen das Gewebe eines Menschenlebens, in dem viel Dunkles, Trübes, Schuld und Härte, aber noch viel mehr Großes, Reiches und Edles nebeneinander lagen.

Sie liebte ihn. Darum vergab sie ihm. Sie hätte ihm noch viel mehr vergeben. Er erschien ihr wie ein Held in seinem unermüdlichen Kampf mit den Widrigkeiten seines Schicksals, in seinem alles besiegenden Glauben an sich selbst.

Auch von Johanna erhielt sie ein ganz neues Bild. Trotz seines augenblicklichen Zornes auf sie ließ Hubert ihr doch Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte ihre Güte, ihre Opferwilligkeit, ihre sanfte, alles vergessende Hingebung, ihre häuslichen Tugenden. Die verachtete Nebenbuhlerin verwandelte sich vor Lottes Augen in eine Frau, die gefehlt hatte — ja, die sie aber nicht mehr wegwerfend abzuthun wagte.

Sie ließ sich Johannas Aeußeres beschreiben. Ihr blieb kein Zweifel: es war die Frau in Schwarz. Nein, die sah wahrlich nicht nach einer Verlorenen aus. Und ihr Haß, ihre Eifersucht schmolzen hin in Mitleid.

Wie unbeschreiblich sie Hubert auch liebte, sie mußte ihn doch manchmal verwundert betrachten. So hart konnte er sein? Und zu gleicher Zeit so gütig, so zart und feinfühlig? Welche Widersprüche! Welche Dunkelheiten!

So willig sie ihn entschuldigte, die Frau regte sich doch leise in ihr und ließ sie heimlich Partei ergreifen für die verlassene Mitschwester.

Hubert hatte die Aussprache als eine Wohlthat empfunden. Unbefangen erwähnte er jetzt öfter der früheren Zeiten. Der Name Johanna wurde ihm wieder geläufig. Lotte merkte, wie fest er damit verwachsen sei, und daß diese Frau so gut wie sie selber zu seinem Leben gehöre.

*

Weihnachten rückte immer näher heran, und Lotte hatte den Kopf voll von Ueberraschungen für ihren Mann und die Dresdener. Keiner durfte vergessen werden. Am wenigsten die Anspruchsvollen und Empfindlichen, Tante Sophie und Tapperts. Die sahen jedem „geschenkten Gaul“ nicht bloß ins Maul, sondern bis auf Herz und Nieren. In die harmloseste Gabe geheimnisten sie allerlei Beziehungen, Anspielungen, Absichten hinein. Sie witterten immer Zurücksetzung, Verkennung und andre Dinge, die den Berghauers gänzlich fern lagen.

Daß ihr Vater und Kläre kommen sollten, war Lotte beinahe unglaublich. Wie sie diese Menschen vermißt, wie sie sich nach ihnen gesehnt hatte, kam ihr erst an der zitternden, bangen Freude zum Bewußtsein, mit der sie sie erwartete.

Ein paar Tage vor dem Fest, als die Wohnung in Sauberkeit strahlte und alles zum Aufbau beisammen war, fuhren Hubert und Lotte nach dem Bahnhof, um sie abzuholen.

Es war Abend. Die Halle strahlte im elektrischen Licht. Ein Hasten und Treiben um sie her, und von nah und fern kamen die Züge angebraust und donnerten an ihnen vorüber.

Lotte schmiegte sich, mit leichtem Schwindel kämpfend, fest an ihren Mann. Sie war den Trubel gar nicht mehr gewöhnt, und die Erwartung beklemmte ihr das Herz. Sie atmete kurz und schnell, und in ihren Augen, die sie hinausschickte in die Dunkelheit, lag ihre ganze sehnsüchtige Seele.

Endlich!

Wieder fauchte, toste und donnerte es, daß die Erde erbebte. Ein kurzer Aufenthalt der langen Wagenkette, Thüren sprangen auf, Menschenfluten ergossen sich über den Perron — Lotte lag an der Brust ihres Vaters.

Und dann wieder hielt Kläre sie umschlungen,

und die junge Germaniagestalt erbebte in Lachen und Schluchzen.

„Lotte!“ — „Kläre!“

Berghauer hatte Hubert kräftig die Hand geschüttelt. Jetzt sah er Lotten prüfend ins Gesicht. Seine lustigen Augen, seine vollen, strahlenden Züge wurden auf einmal ernst.

„Bist du krank gewesen, Mädel?“

„Nein, Papa!“ Lotte lachte so selig, als wär' ihr das Christkind eben über den Weg gelaufen.

Und nun mußte sie auch Klärens forschende Blicke aushalten. Dabei lief ein leises Rot über ihre schmal gewordenen Wangen.

„Nicht wiederzuerkennen!“ rief Kläre. „Hast du eine andre Frisur? Oder was ist sonst?“

Lotte schüttelte den Kopf. „Es ist die lange Zeit. Denkt einmal! Ein halbes Jahr! Warum seid ihr nicht früher gekommen?“ Es klang wie ein leiser, schmerzlicher Vorwurf.

„Papa meint, junge Leute müßten sich erst miteinander eingewöhnen.“

„Ja, das Prinzip habe ich allerdings. Aber“ — und Berghauer sah nachdenklich drein — „es scheint nicht auf alle Fälle zu passen.“

Seine klugen Augen richteten sich dabei durchdringend auf seinen Schwiegersohn, der, ruhig und heiter, das gute Gewissen in Person, sich mit seiner jungen, hübschen Schwägerin neckte.

Es schien ja äußerlich alles in bester Ordnung zwischen den beiden jungen Eheleuten. Aber er kannte seine Lotte zu genau. Es sitzt also tiefer, sagte er sich. Nun, es war ihm lieb, daß er da war, im Fall die Sache eines sanften Druckes bedurfte, um wieder ins rechte Geleise zu kommen.

Eine halbe Stunde später saßen sie vergnügt in Lottes sanft durchwärmtem Zimmer, wo das Abendbrot aufgetragen war. Von den Wänden sahen Lottes Bilder warmleuchtend herab; die wohlbekannten Möbel aus dem Erkerzimmer heimelten die Gäste behaglich an.

Jip, der erst sein Schälchen Milch geschlürft hatte, kuschelte sich gemütlich in der Sofa-Ecke ein, seufzte manchmal tief auf, klopfte, wenn man ihn ansah oder von ihm sprach, mit der Seidenpuschel seines Schwänzchens auf das Polster und dämmerte so sacht ein.

Es ist Lotten noch immer wie ein Traum, schön und unwahrscheinlich. Sie denkt jeden Augenblick: nun muß sie aufwachen, und alles ist wie sonst.

Neben Hubert sitzt ihr Vater. Und da ist Klärens frisches, offenes Gesicht — noch hübscher geworden, seit sie sie nicht gesehen hat, und bei aller Lustigkeit doch reifer.

Aber immer wieder gehen ihre Augen zu ihrem Mann. Jede Situation scheint nur dazu zu dienen, ihn ihr liebenswerter zu zeigen. Jetzt, so heiter, so zuvorkommend, mit der hellen Stirn und dem Lächeln, bei dem seine regelmäßigen Zähne zwischen den feingeschnittenen Lippen sichtbar werden, ist er ihr ein andrer. Die selbstbewußte Würde des Hausherrn, die er zur Schau trägt, imponiert ihr. Sie ist stolz auf ihren Mann.

Auf Kläre machte Lottes sichere Ruhe besonderen Eindruck. „Sie hat eine Majestät bekommen!“ rief sie ein übers andre Mal. „Und wie alles klappt! Hubert, du bist ein beneidenswerter Mann!“

Hubert lächelte stolz, nahm galant die Hand seiner Frau und küßte ihre Fingerspitzen. „Sie ist in jeder Hinsicht das Muster einer Frau geworden.“

Lotte errötete glücklich und sah mit dankbarer Hingebung zu ihm empor.

Berghauer fiel ein Stein vom Herzen. Das sind ja die reinen Turteltauben, dachte er. Doch war's ihm nicht ganz recht, daß seine Tochter sich zur Hausfrau par excellence entwickelt hatte. Es war ihm schon immer verdächtig gewesen, daß sie so wenig von ihrer Malerei geschrieben hatte. Ueber den Punkt mußte er ihr noch auf den Zahn fühlen.

Weihnachten kam und verfloß allen in ungetrübter Heiterkeit. Berghauers hatten in einem Privathotel ganz in der Nähe ein Unterkommen gefunden. Man war so viel als möglich beisammen, machte gemeinsame Spazierfahrten und frischte alle Erinnerungen des Vorjahres auf. Damals war's freilich Frühling gewesen, und alles hatte im ersten Grün und in vollem Blütenflor gestanden. Und jetzt lag Schnee, und die Bäume waren kahl. Aber es war klares Wetter. Und wenn die blasse Wintersonne über die weißen Bodenflächen des Charlottenburger Parks oder des Tiergartens schien und alles rosig überhauchte und die klarblauen Schatten so sauber gezeichnet daneben standen, so wußte man kaum, was schöner war, Frühling oder Winter.

Der Aufbau hatte sehr kostbare und gediegene Sachen gebracht. Berghauer that's einmal nicht anders.

„Aber was soll ich damit?“ rief Lotte, die Perlenschnur von dem blauen Sammet des Etuis emporhebend. „Soll ich die Sonntag nachmittags umbinden, bloß für Huberts Augen?“

„Du wirst doch mal in Gesellschaft gehen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach nein, wir sind immer zu Hause.“

Berghauer machte ein unzufriedenes Gesicht. „Du bist doch sonst so gern ausgegangen. Du, mit deinem Temperament, und als Künstlerin brauchst doch Anregung, mußt was sehn . . . Wirst mir doch nicht etwa eine Hausglucke werden wollen?“

Sie legte die Perlen auf ihren Platz zurück. Ein Seufzer stieg in ihrer Brust auf. Wahrhaftig, wenn sie dachte, wie sich ihr Leben verändert hatte!

Früher in Paris, in Madrid die großen Routs bei den Gesandten, in litterarischen und Künstlerkreisen, auf denen sie sich so leicht und sicher bewegt hatte und die interessantesten Menschen ihr vorgestellt waren . . . und jetzt! Wo schon der Besuch von Vater und Schwester eine großartige Abwechslung, ein Ereignis war!

Ihre Augen streiften zufällig die ihres Vaters. Er hatte sie halb mitleidig, halb unzufrieden angesehen. Sie kam sich plötzlich deplaciert vor, heruntergekommen. Was würde ihr Vater erst sagen, wenn er alles wüßte! Was war sie denn? Ein Nichts! Eine „Hausfrau“ — eine von vielen; nicht mehr die stolze Charlotte Berghauer, die Künstlerin, die Persönlichkeit. Und so schnell als möglich lenkte sie das Gespräch auf ein harmloseres Gebiet.

Hubert hatte sich bis Neujahr den Gästen willig zur Verfügung gestellt. Dann aber erklärte er, nicht länger faulenzen zu dürfen. Lotte allein solle sich den Verwandten widmen und so viel als möglich dafür Sorge tragen, daß er bei der Arbeit nicht gestört werde.

Das war nun keine leichte Aufgabe. Berghauer in seiner lauten, lebhaften Weise dachte gar nicht daran, sich zu genieren, wenn er seine Tochter besuchte. Und Kläre lachte und trällerte; sie sagte sich mit Jip, und Jip kläffte mit seiner kleinen, blechernen Stimme. Oder sie setzte sich an den Flügel und spielte Chopin, so tief und zart, daß Lotte nur immer hätte zuhören mögen. Aber sie saß wie auf Kohlen, wenn sie dachte, daß alle diese harmlosen, frischen Lebensäußerungen ihrer beiden liebsten Menschen für Hubert eine grausame Tortur waren.

Und dabei fühlte sie, wie ihr Vater sie beobachtete, oft ganz verwundert, oft mit unterdrücktem Zorn. Lieber Gott, sie selber hatte sich ja daran gewöhnt, bloß für Huberts Bequemlichkeit da zu sein, zu flüstern, auf den Zehenspitzen zu gehen, wenn sie ihn bei der Arbeit wußte. Aber ihrem Vater mußte das sonderbar genug vorkommen.

Er hatte ein paarmal gemerkt, wie sie bei einem lauten Wort zusammengezuckt war und ängstlich nach Huberts festverschlossener Thür gesehen hatte. Und wenn sie bei seinem Ruf hastig davongelaufen war, um zu fragen, was er wünsche, so hatte Berghauer ihr mit einem Blick nachgeschaut, vor dem ihr bange geworden war.

Doch hatte er noch immer geschwiegen und war gütig und schonungsvoll gewesen, wenn auch ernster, als sie ihn kannte.

Eines Tages aber fing er doch, scheinbar ganz harmlos, von ihren Bildern an. „Ich habe immer darauf gewartet, Lolo, daß du mich in dein Atelier führen würdest. Es soll gewiß eine Ueberraschung werden, nicht wahr?“

„Jawohl, Papa, eine Ueberraschung,“ nickte sie mit seltsamem Lächeln. Nun kam es also. Nun mußte sie beichten.

Sie führte ihn in die kleine Schrankstube, wo das verstaubte Malgerät stand, nahm das einzige Bild, das wie verloren gegen die Wand lehnte, empor und stellte es auf die Staffelei.

Sie hatte es nicht wieder ansehen mögen. Und als sie jetzt einen Blick darauf warf, stieg ihr die Schamröte ins Gesicht. Das hatte sie gemalt? Diese dilettantische Sudelei ohne Saft und Kraft, ohne Geist und Wahrheit?

Ihr war's, als müsse sie sich verkriechen vor dem strengen Blick ihres Vaters. Berghauer sagte kein Wort. Es war, als traue er seinen Augen nicht, als suche er immer noch nach verborgenen Vorzügen, die ihm bisher entgangen sein könnten. Und als er gar nichts fand, seufzte er schwer auf und wandte sich langsam zu seiner Tochter.

Er schüttelte den Kopf. „Lotte, das ist nichts. Hast du das wirklich gemacht?“

Sie nickte, unfähig, einen Laut über die Lippen zu bringen. Mit ihren beiden Händen umfaßte sie die Lehne des einzigen Stuhles in dem armseligen Raum. Ihre Füße zitterten unter ihr.

Berghauer maß das enge Stübchen wie ein Raubtier seinen Käfig. Er ging immer an ihr vorüber, so nahe, daß er ihre Kleider streifte. Aber er sah sie nicht an. Sein Blick blieb am Boden.

Endlich stand er vor ihr still und drängte seine Augen in die ihren. „Ich will dir ja keine Vorwürfe machen, Kind. Aber — sag mir nur, wie ist das möglich? Was ist mit dir geschehen?“

Sie hob leise die Schultern. Wie es gekommen war, allmählich und doch unaufhaltsam, wußte sie ja selbst nicht. Oder ja. Aber den tiefsten, innersten Grund konnte sie ihrem Vater doch nicht gestehen.

„Liegt es an dir — oder — an deinem Mann?“ fragte er plötzlich. Und sie sah, wie die Adern ihm aufschwollen bei dem Gedanken, daß seinem Kinde unrecht geschehen sein könne.

„Um Gottes willen, Vater!“ rief sie erbleichend. „Wie kannst du denken . . . nein, Hubert hat es gerade immer gewünscht . . .“ Sie ergriff seine Hand wie beschwörend. „An mir liegt's allein! An mir. Sage kein Wort gegen Hubert, Vater!“

„Na, na, nur ruhig,“ brummte er beschwichtigend. „Ist dir also über den Kopf gewachsen, das Hausfrauspielen. Und dabei ist die ganze Kunst zum Teufel gegangen. Schade! Schade! Und von dir . . . Kind . . .“

Sie sah, wie er an sich hielt, wie die Enttäuschung an ihm nagte. Sein frisches Gesicht war ganz gelb geworden. Er schien ihr wie plötzlich gealtert, so müde, so in seiner besten Hoffnung betrogen.

Und sie konnte ihm keinen Trost sagen. Sie hätte es ja selber nicht für möglich gehalten, daß sie jemals ihrer Kunst so völlig untreu werden, sich verlieren könne in kleinen Wirtschaftssorgen.

Aber während Berghauer fortredete, wie er sie gutmütig zu entschuldigen suchte und doch immer wieder seine grenzenlose Verwunderung zum Vorschein kam, wurde es ihr selber immer klarer, was ganz allein die Schuld trug. Und es drängte sie, sich zu rechtfertigen.

„Vater,“ sagte sie leise und zitternd, „begreifst du denn nicht, wie ich dazu gekommen bin? Wie ich so erbärmlich werden mußte?“

Er stutzte. Und auf einmal schien ihm eine Ahnung aufzugehen. Dinge, die er längst vergessen oder in seiner leichtlebigen Auffassung für unerheblich gehalten hatte, die wuchsen unerwartet, breiteten sich aus, wurden plötzlich zu einer unheimlichen Macht!

„Was meinst du, Kind?“ fragte er unruhig. „Ich will doch nicht hoffen . . .“

Sie nickte mit einem tiefen Blick. „Die alte Geschichte lebt ja, Vater! Sie taucht ja alle Augenblicke auf. Die Frau sieht mir ja fortwährend über die Schulter.“

„Kind!“ rief Berghauer. Wie ein Schauder des Entsetzens lief es durch den mächtigen Mann — ein Verdacht, ein Durcheinander von Vorstellungen . . . eine immer verrückter als die andre . . .

„Siehst du, Papa,“ sagte Lotte jetzt ruhiger, „das kannst du dir gar nicht so vorstellen. Bei allem, was ich thue, denke ich immer: ob das die andre nicht besser gemacht hat? Sie war ja so ein Muster in all den Dingen, von denen ich nichts verstand, als ich heiratete. Und wenn er einmal unzufrieden ist und ich soll mir vorstellen, daß er sich sagt: Johanna war doch die Bessere —“

„Das ist ja dummes Zeug!“ rief Berghauer. Aber als er das mißratene Bild sah und die blasse junge Frau, dachte er doch: Wer kennt denn die Weiber? Wer weiß denn, was alles hinter so einer

Die neueste Komposition. Nach dem Gemälde von Felix Ehrlich.

Zur Karnevalszeit in einem Münchener Café. Originalzeichnung von J. v. Wodzinski.

glatten Stirn vorgeht? Warum soll sie nicht recht haben? Sie muß es ja doch am besten wissen.

„Lotti," sagte er nach einem nachdenklichen Schweigen, „es ist die allerhöchste Zeit, daß du mit der Geschichte aufräumst, aber gründlich. Du bist auf einem bedenklichen Wege. Der führt geradezu — ins Narrenhaus oder zu sonst einem Unglück. Also — komm mit! Nach Hause! Oder hinaus in die Welt! Du bist mir verschimmelt in deinen vier Wänden, mußt frische Luft haben!"

Und so redete er herzlich und eindringlich, während sie mit einem süßträumerischen Lächeln zuhörte. Aber als er sagte: „Ich mach's gleich mit dem Hubert ab," hielt sie ihn fest. „Papa," sagte sie, „es giebt noch ein andres Mittel. Und das —"

„Keine Ausreden! Du mußt mit!"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Es wird schon alles gut werden, auch wenn ich hier bleibe," flüsterte sie mit leichtem Erröten.

Jetzt wollte eine ernste Freude, eine halbe Hoffnung in ihm aufwachen. „Lotte," fragte er, „versteh' ich dich recht?"

„Ja, Papa," sagte sie mit holder Würde. „Ich hoffe. Und dann — siehst du, Papa — dann werde ich's aufnehmen mit allem Spuk und allem Tod und Teufel seiner Vergangenheit!"

*

Nach dieser Unterredung war Berghauer beruhigt und fortgesetzt guter Laune. Einmal, als er Hubert allein im Zimmer traf, beglückwünschte er ihn fast gerührt.

„Ich muß dir sagen, Hubert, zuerst hatt' ich doch meine Sorgen um sie. Du merkst das ja nicht so. Aber ich — von ihrer Geburt an —"

„Aber sie hat nie geklagt —"

„Klagen? — Die? — Aber, wie gesagt, bei ihresgleichen, da hängt Glück und Unglück an einem Haar. Le feu sacré, weißt du, das ist ihr Lebenslicht. Wenn ihr das ausgeblasen wird, da geht das übrige bißchen Plunder mit zum Teufel."

Hubert wollte ihn unterbrechen.

„Es hat gehörig geflackert," fuhr Berghauer fort, „aber Gott sei Dank, es ist alles in gutem Wege."

„Die Kunst, fürcht' ich, fährt dabei schlecht, Papa. Kindergeschrei und Bildermalen . . ."

„Verträgt sich allerdings nicht. Aber laß ruhig ein paar Jahre ins Land gehen. Laß sie Mutter sein, so voll, so mit ganzer Seele, wie nur ein so ganzes, ernstes, pflichtbewußtes Weib es sein kann. Und wenn sie endlich ihren Kram wieder vorsucht, so hat sie doch gelernt, ohne einen Pinselstrich. Denn der Künstler, das weißt du ja selber, der sitzt nicht in der Hand. Der sitzt im Herzen, in der Seele. Und was uns als Menschen reifer macht, das kommt auch dem Künstler zugute."

Bis Mitte Februar dehnten die Berghauers ihren Besuch in der Reichshauptstadt aus. Es war für Lotte eine schöne, helle Zeit.

Ihres Vaters gesunde Lebensfreude gewann wieder die alte Macht über sie. Wie heiter war das Dasein, wenn es nicht nur aus schweren, erdrückenden Pflichten, sondern auch aus frohen Genüssen bestand.

Die eiserne Pünktlichkeit der Haushaltsmaschine, die strenge Ordnung, das ging wohl manchmal etwas in die Brüche. Dafür aber that sie alles so viel leichter und freudiger. Es erschien ihr wie ein Spiel, weil es nicht mehr die Hauptsache sein sollte.

Sie speisten öfters auswärts, was eine große Vereinfachung der Tagesarbeit war. Selbst Hubert ließ sich ein wenig von Berghauers Leichtlebigkeit anstecken und nahm nicht selten teil an den Partien, dem Theater, dem Besuch der Sehenswürdigkeiten.

Charlotte war's, als wenn das unsichtbare Netz, das sie umspannt hatte, lockerer geworden wäre. Sie reckte manchmal die Arme, wie ein Vogel, der lange im Nest gesessen hat, die Flügel probiert. Je vollere Freiheit Hubert ihr ließ, desto inniger, desto besser liebte sie ihn.

(Schluß folgt.)

In der Großstadt.

Von

Adelheid Stier.

Auf einer Insel stand ich wie im Meer,
Es Rings flutete die Großstadt um mich her,
In tausend Tönen hallte dumpf die Brandung:
Gewirr von Stimmen, Rufe, laut und schrill,
Das rollt und dröhnt und pfeift — ich lehne still
Am Kandelaber, froh der eignen Landung.

Der weite Platz, von weißem Licht erhellt,
Das aus den großen Bogenlampen fällt,
Dazwischen sprüht's wie Glanz von tausend Sternen,
Im Märchenschimmer strahlen Ladenreihn,
Und blendend schießt vorbei der helle Schein
Der Straßenbahnen und der Radlaternen.

Die Sinne alle trinken sich nicht satt;
Bewegung, Glanz und Lärm der großen Stadt,
Das ist der Gegenwart pulsierend' Leben!
Die Arbeit wogt darin und der Genuß,
Das bleiche Elend birgt's, den Ueberfluß,
Viel Edles, viel Verworfenes daneben.

Und über allem liegt es in der Luft,
Vibrierend leise — Dunst halb und halb Duft —
Ein geistig Fluidum von seltner Stärke.
Das fühlt die Muskeln, und das hebt die Kraft:
Hier ist die Schmiede, fühlen wir, hier schafft
Der Geist der Zeit an seinem Riesenwerke.

Ein Opfer der Frauenbewegung.

Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß Frau Dr. jur. Emilie Kempin in Berlin in schwere geistige Umnachtung gefallen ist, und daß die Möglichkeit einer Wiederherstellung leider ernstlich in Frage gestellt erscheint. Frau Kempin, die Gattin des Advokaten Walther Kempin, steht im 45. Lebensjahre und ist eine geborene Schweizerin. Die Eheleute gingen nach Amerika, um dort als Rechtsbeistände thätig zu sein; als aber der Gemahl dort schwer erkrankte, kehrte Frau Kempin in die Heimat zurück und habilitierte sich in Zürich als Privatdozentin. Ihrer Absicht, zur Erhaltung ihrer Familie nebenbei die Rechtsanwaltspraxis auszuüben, standen aber die schweizerischen Gesetze entgegen, und daher entschloß sich die tapfere Frau, nach Berlin zu gehen, wo sie ein englisch-amerikanisches Rechtsbureau begründete. Daneben war sie schriftstellerisch vielseitig thätig, redigierte selbst eine Zeitschrift „Frauenrecht" und stellte sich bald durch ihre Energie und Begabung in die vorderste Reihe der Frauenrechtlerinnen. Bezüglich der Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches über die vermögensrechtliche Stellung der Frau geriet sie aber mit ihren Mitstreiterinnen in eine ernstliche Fehde, die einen bitteren und unversöhnlichen Charakter annahm und gewiß den Hauptanstoß zu ihrer schweren Erkrankung gegeben hat.

Bekanntlich wollen die vorgeschrittenen Frauenrechtlerinnen ganz so wie der Mann eine volle Rechtspersönlichkeit sein. Das aber hat das neue Gesetzbuch, das das kommende Jahrhundert beherrschen soll, den Frauen versagt, denn es verschließt ihnen nach dem geltenden Güterrecht die Verwaltung und Nutznießung ihres eingebrachten Vermögens und stellt sie dadurch eigentlich als unmündig hin. Es verweigert ferner der Mutter den vollen Anteil an der elterlichen Gewalt und versagt ihr damit die Stellung in der Familie, auf die sie in der Gegenwart einen schwer bestreitbaren Anspruch hat. Denn der Einfluß, den sie naturgemäß auf das Geschick ihrer Kinder ausüben soll, wird damit in wesentlichen Punkten gelähmt.

Die deutschen Frauenvereine gingen nun kräftig gegen diese Bestimmungen vor, aber trotz aller Proteste und Bemühungen wurde der Entwurf durch das Parlament fast unverändert zum Gesetz erhoben, und wenn auch der „Bund deutscher Frauenvereine" eine Petition in Umlauf gesetzt hat, die auf eine Revision des Familienrechts des bürgerlichen Gesetzbuchs in den erwähnten Punkten abzielt, so ist der Erfolg doch sehr fraglich. Der Reichstag hat sich ja neuerdings bezüglich des Studiums der Frauen, dank der Anregung des Prinzen von Schönaich-Carolath, einigermaßen entgegenkommend gezeigt, daraus aber ist noch keineswegs auf eine Geneigtheit zu schließen, der Frau in vermögensrechtlicher Beziehung ganz dieselbe Stellung zuzuerkennen als dem Manne.

Frau Dr. Kempin stellte sich nun im Gegensatz zu ihren Genossinnen auf den Standpunkt des bürgerlichen Gesetzbuchs und sprach sich billigend über die bezüglichen Bestimmungen aus. Das geschah besonders in einem Artikel der „Nation" (Nr. 52 vom 25. September 1897), in dem es hieß: „Das bürgerliche Gesetzbuch erklärt auch die Ehefrau als völlig geschäftsfähig, mit andern Worten: ihre sämtlichen Verträge sind prinzipiell gültig, als ob sie unverheiratet wäre; keine Zustimmung ihres Mannes, keine richterliche Genehmigung, kein vormundschaftlicher Zwang hemmt sie, zu thun und zu lassen, was ihr beliebt, zu kaufen und zu verkaufen, zu mieten und zu vermieten, Pfänder zu nehmen und zu geben, Bestellungen zu empfangen und zu machen, Bürgschaften einzugehen, Wechsel zu unterschreiben und so weiter. Alle diese Verträge sind gültig . . ."

Im Leser entsteht hiernach die Illusion, als sei das der Zustand, den das Gesetz als Regel schaffe, wonach dann also die Frauen nach dieser Richtung hin gar nichts mehr zu wünschen hätten. Nun aber heißt es weiter: „Wenn sie aber mit ihrem Manne unter dem gesetzlichen Güterrecht lebt, also keinen Ehevertrag mit ihm gemacht hat, der dieses Güterrecht ausschließt, so kann sie über ihr Vermögen nicht ohne seine Zustimmung verfügen."

Das ist nun freilich etwas stark — „juristisch" ausgedrückt. Denn es wird uns mit schönen Worten der Ausnahmezustand, nicht die Regel geschildert, und diese ist, daß man keinen Sondervertrag vor der Ehe zu schließen pflegt, der allein gegen die Konsequenzen des Gesetzes schützen würde. Beim Abschluß der Verlobung werden Verabredungen über die Rechte am Vermögen des andern Teils nur dann getroffen, wenn ein ganz besonderer Anlaß dazu vorliegt; man vermeidet alles, was Schwierigkeiten hervorrufen könnte, und so wird das sogenannte gesetzliche Güterrecht stillschweigend fast in jeder Ehe angenommen. Damit verzichtet man aber auf alle die Rechte, die Frau Dr. Kempin hervorhebt, um die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches plausibel zu machen. Liest man unbefangen ihre Darstellung, so fragt man sich unwillkürlich, was denn eigentlich die Frauen gegen die ihnen im bürgerlichen Gesetzbuche zugewiesene vermögensrechtliche Stellung einzuwenden haben, und erst bei ruhigem Nachdenken kommt man allmählich dahinter, wie vieles die Frauen hier einzuwenden und was sie zu verlangen haben. Das aber ist die Gütertrennung als gesetzliches Güterrecht. Aus welchem Grunde Frau Dr. K. dies verschwiegen hat, ist schwer abzusehen; man müßte denn einfach erklären, daß mit dem Bekenntnisse der schweren Einwendungen gegen die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches der Artikel nicht hätte geschrieben werden können. Jedenfalls trifft sie hier mindestens der Vorwurf der Unklarheit, wenn nicht der schlimmere der Verschleierung der Thatsachen.

Mag dem aber sein, wie ihm wolle — die ungemessene Bitterkeit, mit der Frau Kempin auf der vorjährigen Oktoberversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins wegen ihres Verhaltens gegenüber den erwähnten Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches boykottiert und „als nicht mehr auf dem Boden der Frauenbewegung stehend" grausam abgeschoben wurde — sie ist durch nichts zu rechtfertigen. Eine Hauptzierde der Frauen ist Milde und Versöhnlichkeit; Gehässigkeit und Bitterkeit entstellt sie und nimmt überdies den damit durchtränkten Ausführungen die überzeugende Kraft. Wir können es wohl verstehen, wenn Fräulein Helene Lange eine besondere „Erwiderung" auf jenen Artikel der „Nation" drucken ließ und dieselbe auf ein Gutachten eines Juristen stützte, um Klarheit in die Sache zu bringen und die irrige Auffassung der Frau Kempin darzulegen, aber die Schärfe und Härte, die Frau Dr. Bäber-Bohm gegen die bisherige Mitstreiterin aufwandte, muß als maßlos und unweiblich bezeichnet werden. Das bedauernswerte Schicksal der in schwere Krankheit Gefallenen wird nicht verfehlen, auch auf die Gegnerinnen der Beklagenswerten tiefen Eindruck zu machen und den Wunsch aufkeimen zu lassen, jene bittere Scene in Stuttgart wäre ungeschehen.

Uebrigens kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß Frau Dr. Kempin sich den Zorn der Frauenführerinnen noch durch andre Meinungsverschiedenheiten zugezogen hat. Sie hatte nämlich vor einiger Zeit in einem öffentlichen Vortrage behauptet, daß die Ausübung eines bestimmten Berufes für die verheiratete Frau nicht wohl angehe, da entweder der geschäftliche oder der häusliche Beruf leiden müsse. Beides zu vereinen, sei unmöglich. Neuerdings hat sie diese Ansicht in einer angesehenen Zeitschrift vor ein großes Publikum gebracht, und ihre Beweisführung erschien um so wirksamer, als sie selbst, wie oben bemerkt, Frau und Mutter und ausübende Rechtsverständige ist. Sie sagt dort, daß eine Frau die Unverträglichkeit des häuslichen Berufes mit dem geschäftlichen in ihrem eignen Leben erfahren haben muß, um darüber sachkundig urteilen zu können. Dann fährt sie fort: „Je mehr wir anerkennen müssen, daß der Frau im Kampf ums Dasein alle Wege zu öffnen sind, daß es einfach ein Gebot der Menschlichkeit ist, ihr Können auf keinem Gebiete der Thätigkeit abzusperren, desto größer wird die Notwendigkeit, daß wir uns gegenseitig keinen blauen Dunst vormachen und den Thatsachen ganz frei ins Auge sehen." Sie versteht unter dem „blauen Dunst" die immer wiederholte Behauptung der fortgeschrittenen Führerinnen, daß sich der häusliche Beruf als Gattin und Mutter sehr wohl mit dem geschäftlichen vertrage, und daß der eine unter dem andern nicht zu leiden habe. Man konnte nun leicht voraussehen, daß Frau

Kempin mit ihrem freimütigen Wort, das sie ihrer eignen Erfahrung entnahm, bei den entrüsteten Frauenrechtlerinnen übel anlaufen werde, und so erscheint es gar nicht ausgeschlossen, daß die übermäßige Härte, mit der man ihr in Stuttgart den Stuhl vor die Thür setzte, sich aus diesem mutigen Geständnis herleitet und nicht nur auf Rechnung ihrer zustimmenden Haltung zu den oben erwähnten Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches zu setzen ist. Jedenfalls hat sie hier im Prinzip recht, und es ist tief zu beklagen, daß eine so begabte und vielseitige Frau den Doppelkampf ums Dasein, den sie für ihre Familie und für ihre Ueberzeugungen zu führen hatte, nicht mit Ehren fortsetzen darf. Ihr mutiges Ringen, das ihr in der letzten Zeit noch durch materielle Not erschwert wurde, wird in allen fühlenden Frauenherzen den Wunsch entstehen lassen, daß die heimgesuchte Dulderin wieder gesunde und der so dringend auf sie angewiesenen Familie wiedergeschenkt werde. Diesem echt menschlichen Wunsche müssen alle in der Vergangenheit liegenden Meinungsunterschiede weichen. R. 29.

Der schöne Ede.

Von

Anna Ritter.

Ach, das ewige Umsteigen und das Herumliegen auf kleinen, schmutzigen Bahnhöfen!

Frau Baumeister Käthe Menter legte übelgelaunt Reisetasche, Schirm und Decke zur Hand, während der Zug mit der übertriebenen Vorsicht und Langsamkeit der Lokalbahnchen in D . . . einfuhr.

Aus der zweiten Klasse stieg niemand weiter, um so besetzter schien die vierte gewesen zu sein. Frau Käthe sah sich einen Augenblick von einem Schwarm schwatzender Bauernfrauen umringt, dann stand sie allein auf dem Bahnsteig. Es lag wie Frühling in der Luft. Noch nicht der Lenz mit Vogelsang und Blütenduft, aber jenes heimliche Werden und Wollen, das die Gründe erschließt, die Knospen schwellen läßt und das Blut in schnellen, heißen Wogen durch die Adern treibt.

Ein Schritt knirschte im Kies, ein fester, sporenklirrender Schritt.

Frau Käthe blickte überrascht auf: ein Offizier in diesem weltentlegenen Nest! Und dann stutzte sie plötzlich, blinzelte und zog die Stirn in nachdenkliche Falten. Wo hatte sie das Gesicht doch schon gesehen?

Während er, die Hände in den Paletottaschen, langsam auf und nieder ging, ließ sie die Schar der Marsjünger, die sie in ihrem Leben gekannt, an sich vorübergleiten. All die Herren, die zu Lebzeiten ihres Mannes in ihrem Hause verkehrt, die Tänzer aus der Mädchenzeit, dann die Jugend . . .

Frau Käthes Herz setzte einen Augenblick aus — sie hatte es:

„Der schöne Ede."

Unglaublich, daß ihr das Wort so laut entfahren konnte! Sie wurde sehr rot, nestelte am Schleier und warf einen erschreckten Seitenblick nach dem Offizier hinüber.

Der war mit plötzlichem Ruck stehen geblieben, that ein paar zögernde Schritte, lachte laut und herzlich, machte knapp auf dem Absatz Kehrt und stand vor ihr, die Hand ehrerbietig an die Mütze legend.

„Gnädige Frau," — um die Mundwinkel zuckte ein mühsam unterdrücktes Lächeln —, ich hab' zwar von jeher den Namen zu Unrecht getragen, aber er ward mir nun einmal zugelegt, und da gnädige Frau . . ."

„Also wirklich!" Sie streckte ihm, mädchenhaft befangen, die Hand hin.

Wie er sie küßte und sich dann zu stattlicher Höhe aufrichtete, maßen sie sich mit dem scharf prüfenden Blick, der die Spur vergangener Jahre in einst vertrauten Zügen sucht.

Frau Käthe nickte unwillkürlich: fast dasselbe Gesicht wie einst. Die energisch vorspringende Nase, die freie Stirn, die lustigen braunen Augen. Einen Schein dunkler, nachdenklicher sind sie geworden, und zwischen den Brauen ziehen sich zwei feine, haarscharfe Falten aufwärts, aber der hübsche, offene Ausdruck ist geblieben — alles in allem „der schöne Ede" von einst.

„Zufrieden?"

Wie er ihre Gedanken erraten hatte! Die dumme Schulmädchenröte flog ihr wieder um Wangen und Ohren, die Erinnerungen wurden gar so lebendig. Und es war da so manches zwischen ihm und ihr . . .

„Sie haben sich wenig verändert," gab sie zu, „ich erkannte Sie sofort, nur der Name wollte mir nicht gleich einfallen; es ist gar so lange her, seit ich ihn zuletzt gehört. Sie aber wären ruhig an mir vorbeigegangen."

„Ja, gnädige Frau, es ist auch schlechterdings unmöglich, das Kind von ehemals in Ihren Zügen wiederzufinden."

„Hoffentlich!" Sie lachte amüsiert. „Es wäre auch keine Schmeichelei für mich, wenn Sie das Gegenteil behaupteten. Die Mauserzeit ist niemals vorteilhaft, und ich mag damals nichts weniger als hübsch gewesen sein."

„Hübsch? Nein! Es war ganz etwas andres. Ich hatte nie auf Sie geachtet . . . Sie waren mir noch zu klein . . . Und dann auf einmal . . . der Abend in der Ulmenecke . . ."

Er verstummte verlegen — daran konnte er sie unmöglich erinnern!

Und dann jagte ihm eine heiße kleine Blutwelle durchs Gesicht, wie er die schlanke Frauengestalt da vor sich sah. Zu denken, daß diese weichen Arme sich einmal um seinen Hals gelegt, daß er den roten Mund dort geküßt, in lauer Sommernacht, im stillen, blühenden Garten . . .

Als er der Ulmenecke erwähnte, hatte sie sich nach der Reisetasche gebückt, die noch neben ihr im Sande stand. Nun sah sie nach der Uhr — das kleine, blitzende Ding zitterte merklich in ihrer Hand.

„Noch fünf Minuten."

„Gnädige Frau fahren nach Berlin?"

„Ja."

Es lag wie Jubel in dem Wort, die konzentrierte Sehnsucht langer, öder Wochen.

Er überlegte blitzschnell. Mitfahren? Wenn das ginge! Allein mit ihr im Coupé — in diesen Bummelzügen fuhr ja kein Mensch — drei Stunden ihr gegenüber in engem Raum — alte Erinnerungen auskramen — zerrissene Fäden wieder anknüpfen. Aber der Dienst, der Dienst! Unmöglich!

„Wer doch mitkönnte!"

Er hatte es laut gesagt, und es klang so viel ehrliches Verlangen, solch schwerer Verzicht hindurch, daß ihr Herz schneller schlug.

Dann besannen sie sich, daß sie die armen fünf Minuten ausnutzen müßten. Sie plauderten hastig von vergangener Zeit.

Seine Freunde, ihre Freundinnen — alle wurden durchgenommen. Viele waren untergetaucht im Meere der Verschollenheit, zu andern boten sich noch hie und da Beziehungen, mit wenigen war man vertraut geblieben.

Wie's den Brüdern ginge?

Die wären seit Jahren drüben in Amerika, hätten Weib und Kind.

„Nicht möglich!"

Frau Käthe streifte mit blitzschnellem Seitenblick seine Hand — er trug keinen Ring.

Nach allem fragte er, und ihr wurden die Augen feucht, während sie berichtete, daß der Vater schon lange, lange tot und das schöne Besitztum längst in andre Hände übergegangen wäre.

Noch einmal, nach Jahren, sei sie im Garten gewesen, voll Sehnsucht, die Stätte der Kindheit wiederzusehen. Es war aber eine bittere Enttäuschung gewesen. Alles verwahrlost und verwildert, die große Linde abgestorben, die Wege verwachsen . . .

Ach ja, der Garten! — Sie schwiegen beide beklommen still, die Ulmenecke tauchte schwül, dämmernd vor ihnen auf.

Hastig fragte er nach ihrem Leben. Das Wesentliche wußte er schon von andern, die ihr kurzes Glück und dessen jähen Zusammenbruch miterlebt. Sie hatten alle teilgenommen damals, er auch. Ja, wahrhaftig, er auch! Es klang treuherzig, wie er es ihr versicherte.

Wie sie sich ihr Leben hinterher eingerichtet habe?

Du lieber Gott, da sei wenig zu erzählen!

Ein einförmiges Dasein in kleiner Stadt, zwei oder drei liebe Menschen, mit denen sie plaudern könne, ein- oder zweimal im Jahre nach Berlin — voilà tout.

In die Gesprächspause hinein pfiff der Zug, es war Zeit, einzusteigen. Sie lächelte dankbar, wie er sich bemühte, ihr im Coupé ein wenig Behaglichkeit zu schaffen.

Dann beugte er sich abschiednehmend auf ihre Hand, und sie ließ das Fenster herunter, ihm noch ein allerletztes freundliches Wort zu sagen.

Wie der Zug sich langsam in Bewegung setzte, hielt er mit leuchtendem Blick ihr Auge fest:

„Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen," nickte sie und grüßte mit der Hand, solange sie die Gestalt des Jugendfreundes noch erkennen konnte.

Dann lehnte sie sich aufseufzend in die Kissen.

„Vorüber!"

Wie ihr die Kindheit lebendig geworden war im Geplauder mit ihm!

Das Elternhaus, weit draußen vor der Stadt, der große Garten, in dem man sich so gut verstecken konnte, das wüste, hügelige Terrain dahinter, auf dem sie all ihre tollen Streiche ausgeführt. Dort warteten in später Nachmittagsstunde die Freunde der Brüder, dort wurden „gestriepste" Kartoffeln in der Asche gebraten und Pulverminen angelegt, dort spielten sich auch die grausamen Indianerkämpfe ab, in denen sie so oft als Squaw in den Wigwam irgend eines großen Häuptlings, des „Springenden Hirsches" oder der „Pantherklaue", entführt worden war.

Frau Käthe blickte lächelnd an dem eleganten Reisekleide nieder. Wie verwildert sie damals war! Keine Mauer war ihr zu hoch, keine Hecke zu dicht, kein Wagnis zu groß — sie that's fast den Jungens zuvor. Und um des Ansehens willen, das sie bei ihnen genoß, weil sie so gar nicht „wie ein Mädchen" war, ließ sie sich geduldig peinigen.

Dann auf einmal kam eine Zeit, da sie jedes neue Kleid darauf prüfte, ob es ihr „stehe", sich jeden Riß sorgfältig zustopfen ließ und an der Gartenthür heimlich die Zopfschleife in die Tasche steckte, damit es „Locken" würden.

Damals tauchte zuerst der schöne Ede an ihrem Horizonte auf. Er poussierte ihre drei Jahre ältere Schwester Mieze, die nicht wenig stolz auf die Eroberung war. Regelmäßig stellte er sich nun mit den andern im „Drachenfels" ein, kam wohl auch einmal mit in den Garten, nachdem ihn der Vater als netten Jungen hatte gelten lassen.

Wie hübsch er war! Und schon siebzehn und so groß, daß ihm die schlanke Mieze nur bis zum Ohr reichte. Sie hatten's einmal lachend und neckend ausgemessen, während Käthe daneben stand und rot ward über die zwei.

Ach, diese Abende, wenn die Rosen glühten und der Bach unterm Zaun in kleinen, schluchzenden Wellen vorüberschoß. Wenn über ihnen die Sterne aufblitzten, die Jungens ihre Zukunftspläne entwickelten — sie wollten alle Seefahrer, Forschungsreisende werden und die seltsamsten Abenteuer bestehen — und sie selbst, das Kind mit den unentwickelten Gliedern und den großen, begehrlichen Augen, hinträumte in eine wunderbare, schimmernde, märchenschöne Zeit.

Und dann, dann that sie den Schritt aus der Kindheit heraus. Früher als andre Kinder, wie sie immer im Denken und Fühlen ihren Jahren voraus war.

Die Ulmenecke — da war's. Wie genau sie sich des Abends erinnerte! Sie könnte sich noch malen in dem roten Kattunkleidchen, das sie, wie alle Schulkinder, der älteren Schwester „nachtragen" mußte, mit dem Sammetband um den Hals und dem wirren Zopf.

Im Juli war's, so des Abends um neun.

Eben kam sie mit einem angebissenen „Knuff" aus der Küche. Im Kinderzimmer brannte schon die Lampe, und Mieze saß in ihrer Lieblingsstellung, beide Zeigefingerspitzen in den Ohren, am Tisch und „büffelte".

„Je serais été."

„Tu serais été."

„J'aurais été!" schrie Käthe von der Thür her. Miezes Kopf flog, hochrot vor Zorn, herum, und ihre Hand tastete nach irgend einem Gegenstand, ihn dem naseweisen Ding an den Kopf zu werfen.

Dann besann sie sich eines Besseren:

„Willst du mir einen Gefallen thun?"

Käthe schob mufflig die Unterlippe vor:

„Was denn?"

„Ach, du weißt schon!" Mieze sah verheult aus. „Ede wartet in der Ulmenecke, und ich darf nicht fort . . . das greuliche Französisch!" Das Buch bekam einen ingrimmigen Knuff. „Du könntest ihm das da bringen" — ein kunstvoll gefalteter Brief flog über den Tisch — „laß dich aber nicht erwischen."

Käthe schielte nach dem Briefe, rührte sich aber nicht. Erst als sich von draußen Schritte näherten, griff sie nach dem Blatt und ließ es in die Tasche gleiten.

„Ich thu's aber nicht wieder, brauchst mich gar nicht wieder drum zu bitten . . . es ist das letzte Mal."

Damit war sie zur Thür hinaus.

„Dummes Ding!" brummte Mieze noch hinterher, dann nahm sie den Kampf mit den französischen Verben wieder auf.

Käthe war mit katzenartiger Gewandtheit an der eben eintretenden alten Lehrerin vorüber die Treppe hinuntergehuscht, dann blieb sie plötzlich stehen und stieg Stufe um Stufe zögernd wieder hinauf, schlich am Kinderzimmer vorüber in ihr eignes Stübchen und schob den Riegel vor.

Was sie dort wollte? Klar war's ihr selber nicht. Sie machte Licht und beleuchtete ihr Gesicht im Spiegel. Der greuliche Zopf! Mit einem Ruck hatte sie die verblichene Schleife herausgerissen und faßte das Haar hoch oben am Scheitel mit dem Sonntagsband. Dann hielt sie Miezes heimliche Brennschere übers Licht. Wie ein paar Löckchen doch gleich verändern! Mieze betrachtete entzückt ihr Spiegelbild. Nur die Figur — schrecklich! Wie ein Bügelbrett! Aber da ließ sich nun einmal nichts dran ändern.

Noch ein paar Tropfen von Miezes ängstlich gehütetem Heliotrop, dann legte sie den Weg über Vorsaal und Treppe noch einmal zurück, während ihr Herz klopfte, als wollte es zerspringen.

Mit durstigen Lippen sog sie draußen die Nachtluft ein.

Der Garten war schon tief dämmerig, nur die Lilien leuchteten wie Fackeln von den Beeten, und aus den Küchenfenstern fiel ein breiter Lichtstreif über den Weg.

Käthe umging ihn in großem Bogen, dann lief sie hastig die abfallenden Rasenflächen hinab, hie und da ihr Kattunkleidchen mit heftigem Ruck von den Büschen losreißend.

Da war die Ulmenecke.

Die Ulmenecke war der äußerste Winkel des Gartens, ein oder, auch am Tage halbdunkler Raum, auf der einen Seite vom Nachbarstaket, auf der andern von einer runden Weißdornhecke begrenzt, deren Eingang im Laufe der Jahre fast zugewachsen war. Von den „Großen" verirrte sich niemand hierher, der Platz war deshalb als letzte Zuflucht in der Not, als heimlicher Beratungs- und Aufbewahrungsort verbotener Schätze sehr beliebt.

Um die Ulme herum, die dem Winkel seinen Namen gegeben, lief eine verwitterte Holzbank, und darauf saß, ungeduldig den keimenden Schnurrbart zupfend, der schöne Ede.

„Du?"

Er gab sich nicht die mindeste Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen, als sich, statt der Erwarteten, das Kind durch die Zweige schob.

Sie knitterte zornig den Brief in der Tasche, sagte aber nichts.

„Warum kommt Mieze nicht?"

„Sie muß noch avoir und être lernen!" Käthe lächelte höhnisch im Bewußtsein höheren Wissens, „sie kriegt's nicht in den Kopf."

„Du kannst's wohl schon?"

Er fragte eigentlich mehr, um etwas zu sagen, nicht aus Interesse an der Sache, aber sie griff's gierig auf.

„Ja, ich brauch's zu Hause kaum anzugucken, ich lese es in der Schule einmal durch, dann kann ich's schon!" Dann schämte sie sich, es klang so prahlerisch.

„Mieze kann aber besser zeichnen und singen."

Richtig — Mieze!

Sie holte den Brief aus der Tasche und trat an Ede heran.

„Da, das ist für dich, Mieze hat's mir gegeben!"

Wie er den Brief nahm, streifte er ihre Fingerchen. Wie heiß sie waren! Auch ging ein betäubender Geruch von ihr aus, und die Stimme klang seltsam verhalten.

Es stieg ihm auf einmal schwül zu Kopf.

„Adieu," sagte Käthe und schob mit dem Ellbogen die Zweige vom Eingang zurück.

Da faßte er sie am Arm und hielt sie fest.

„Wie alt bist du eigentlich, Kleines?"

„Ich bin kein Kleines!"

Sie stampfte zornig mit dem Fuß, während ihr zwei brennende Thränen langsam die Wangen hinunterrollten.

„Laß mich gehen!" Sie schluchzte hörbar und riß sich los, daß ihm die Zweige ins Gesicht schlugen.

Ihn aber lockte es, ihr nachzujagen durch den schweigenden Garten, und am Pfirsichspalier, wo der Weg steil aufwärts ging, erreichte er sie und griff mit der Hand in das lose hängende Haar.

„Küß mich, Kleines!"

Sie rang mit ihm, aber er war stärker als sie. Drei-, viermal preßte er seine Lippen auf ihren Mund, dann gab er sie frei.

Sie war sehr blaß geworden, und die Arme hingen ihr schlaff am Körper nieder.

„Käthe — 'raufkommen!" hallte Trinchens Stimme von oben her durch den Garten, und die helle Gestalt des Hausmädchens ward einen Augenblick im Schein der Küchenfenster sichtbar.

Käthe schreckte auf, warf dem großen Jungen in leidenschaftlicher Bewegung die Arme um den Hals und küßte ihn.

Dann ging sie mit kleinen, schleppenden Schritten dem Hause zu.

Drinnen ward sie scheltend empfangen; was hatte sie sich auch in der Dunkelheit im Garten herumzutreiben! Und dann schrie Mieze auf: „Du bist an meinem Parfüm gewesen," und der Vater rügte das offene Haar.

„Du sollst dir hübsch ordentlich einen Zopf flechten lassen, wie sich das für ein Schulkind schickt."

Käthe war froh, als sie Gutenacht wünschen durfte.

„Was hat er gesagt?" fragte Mieze, als sie beide in ihren Betten lagen.

„Wenig!" Käthe zieht die Decke hoch.

„Hat er nichts für morgen bestellt?"

„Nein!"

Mieze war nicht befriedigt.

„Du wirst's mal wieder oberschlau angefangen haben."

Aber sie bekam keine Antwort mehr.

Nach einer ganzen Weile, als Mieze längst schlief, kletterte Käthe mit verweintem Gesicht aus dem Bett, schlich sich zur Schwester hin und küßte sie leise und inbrünstig.

*

Die junge Frau in der Wagenecke fuhr mit hellen Augen in die Höhe. Draußen huschten unzählige Lichter vorbei — Berlin!

Schon? Wie man die Zeit verträumen konnte!

Während sie das Gepäck zusammenrückte und die Handschuhe wechselte, wanderten ihre Gedanken immer wieder in jene ferne, ferne Zeit zurück.

Sie hatte den schönen Ede kaum wieder gesprochen damals, so sehr er es auch darauf anlegte, mit ihr zusammenzukommen. Zwischen Mieze und ihm war seit jenem Tage eine Entfremdung eingetreten, wohl durch seine Schuld; Mieze machte ein böses Gesicht, wenn sein Name genannt wurde. Und dann ging er bald darauf von C . . . fort, um sich zum Fähnrich vorzubereiten, für die Mädchen kam die Pensionszeit, man verlor sich gegenseitig aus den Augen.

Ein einziges Mal hatte sie ihn wiedergesehen in seiner schmucken Uniform, doch sie war glückliche Braut damals und hatte nur einen flüchtigen Gruß für ihn. Kaum, daß ihr eine Erinnerung an die Kindertage kam!

Und nun heute — wie wunderbar, dies Begegnen auf dem Bahnhof des Landstädtchens!

Wie viel wunderbarer noch dies Drängen und Stürmen des Herzens, das so lange still und regungslos in der Brust gelegen!

„Auf Wiedersehen!"

War's mehr als die übliche Abschiedsphrase? Vielleicht das fehlende Glied der Kette, Vergangenheit und Zukunft aneinander zu schließen?

Hatte sie noch eine Zukunft?

Frau Käthe strich leise über den Doppelring an ihrer Hand. Der sollte eigentlich alles umschließen, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft!

Aber sie war noch so jung! Und mit einem Glücksgefühl ohnegleichen blickte sie hinein in das blendende Licht der Friedrichstraße.

*

Späte Nacht. — In Frau Käthes Schlafzimmer waren die Fenster dicht verhangen, sie selbst aber stand vor dem Spiegel im offenen Haar, kämmte drei widerspenstige Löckchen in die Stirn und lächelte. Dann sprengte sie ein paar Tropfen Heliotrop über die weißen Arme.

Plötzlich löschte sie das Licht und suchte im Dunkeln ihr Bett.

Lange noch lag sie so mit offenen Augen, und ihr war, als müsse sie wie einst zur Schwester schleichen, sie zu küssen.

Aber sie brauchte niemand mehr abzubitten, daß sie an den schönen Ede gedacht. Niemand mehr!

Dr. Paul Schlenther.

Dr. Paul Schlenther, der neu ernannte Direktor des Wiener Burgtheaters, ist am 20. August 1854 zu Insterburg in Ostpreußen als Sohn eines Apothekenbesitzers geboren. An den Universitäten Leipzig, Heidelberg, Berlin

Dr. Paul Schlenther.

und Straßburg studierte er deutsche Sprache und Litteraturgeschichte, und nacheinander waren auf diesen Hochschulen die ersten Fachautoritäten seine Lehrer: Wilhelm Scherer, Karl Werder, Kuno Fischer, Erich Schmidt. Nachdem er Ende 1880 in Tübingen promoviert hatte, siedelte er nach Berlin über, sich ganz der litterarischen Thätigkeit widmend. Als Theaterrezensent debütierte er im „Deutschen Montagsblatt". Weiteren Kreisen wurde er bekannt durch seine 1883 veröffentlichte Schrift: „Botho von Hülsen und seine Leute", worin er scharfe Angriffe gegen die damalige Leitung der Königlichen Theater in Berlin richtete. An dramaturgischen Schriften folgten 1886 „Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie", eine Erweiterung seiner Promotionsarbeit, und 1888 die „Dänische Schaubühne", Uebersetzungen der Lustspiele Holbergs. Inzwischen hatte er, zunächst als Kollege Theodor Fontanes, dann als dessen Nachfolger, für die „Vossische Zeitung" die Kritik über die bedeutendsten Berliner Theater übernommen, und gleich von vornherein fand seine schneidige, ungewöhnlich treffsichere Ausdrucksweise, die stets für den rechten Begriff auch das rechte Wort hatte, allgemeine Beachtung. Neben seiner kritischen Thätigkeit redigierte er zugleich die Sonntagsbeilage der „Vossischen", ein in wissenschaftlichen und litterarischen Kreisen hochangesehenes Blatt. Daß Henrik Ibsen in Berlin schneller als anderswo zu der gebührenden Anerkennung gelangte, daran hatte Schlenther einen hervorragenden Anteil, und ein großes Verdienst erwarb er sich, indem er Gerhart Hauptmann die Pfade ebnete. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Otto Brahm (heute Direktor des Deutschen Theaters in Berlin) begründete er die „Freie Bühne", einen Verein, dessen Leitung vor den Mitgliedern Stücke zur Aufführung brachte, die vor der Zensur nicht hätten bestehen können oder doch eine gereiftere, von dem gewöhnlichen Premierenpublikum weit verschiedene Hörerschaft erforderten. Wenn auf der „Freien Bühne" auch manches zur Darstellung gelangte, was befremdete, ja hie und da Unwillen hervorrief, so kamen doch auch junge Talente zu Worte, die sonst, wer weiß wie lange, unbeachtet geblieben wären. Allen voran steht Gerhart Hauptmann, der von der „Freien Bühne" mit dem Drama „Vor Sonnenaufgang" seinen Ausgang nahm. Seiner Vorliebe für diesen Dichter ist Schlenther getreu geblieben. Schon 1896 verfaßte er eine Schrift über ihn, und kurz vor seiner Berufung nach Wien veröffentlichte er das umfassende Werk: „Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und seine Dichtung" (Berlin, S. Fischer). Zur Vervollständigung sei noch erwähnt, daß Schlenther auch eine „Genesis der Freien Bühne" (1889) veröffentlicht und eine Schrift über den „Frauenberuf im Theater" (1894) herausgegeben hat. Die Beziehungen des neuen Direktors zur österreichischen Kaiserstadt sind übrigens schon älteren Datums. Seine Gattin Paula Conrad, die ehemalige Naive und jetzige ausgezeichnete Charakterdarstellerin des Berliner Schauspielhauses, erblickte in Wien das Licht der Welt, und seit Jahren ist Paul Schlenther daselbst ein häufiger Gast. Schneidigen Theaterrezensenten pflegt man vorzuhalten, daß es leichter sei, einzureißen als aufzubauen, und das ist gewiß richtig, aber schon mancher ehemalige Kritiker hat bewiesen, daß er sich auch auf das Aufbauen versteht. Möge das Gleiche dem neuen Direktor des Burgtheaters beschieden sein. Sch.

Zu unsern Bildern.

Dem lustigen Fasching sind in der vorliegenden Nummer unsrer Zeitschrift eine Reihe Abbildungen gewidmet. Allerdings besitzt er in deutschen Landen nicht mehr die Bedeutung wie zur Zeit unsrer Vorvordern, aber in manchen Gegenden hat sich doch vieles von den alten Bräuchen erhalten, und namentlich am Rhein und in Süddeutschland kann man noch einen guten Teil des alten, übermütigen Karnevalspaßes erleben. Wie es zur Faschingszeit in einem Münchener Café hergehen mag, zeigt uns ergötzlich J. von Wodzinskis reich belebte Zeichnung. Weitab von dem burlesken Treiben, in vornehmere Regionen versetzt uns Emil Brack mit seinem Aquarell „Demaskiert". Fürwahr, der Ritter, der dieser Schönen gehuldigt hat, wird nicht enttäuscht sein, nachdem die verhüllende Maske gefallen ist. Die Tragikomik des Faschings gelangt in Ethel Wrights Bilde „Abgeblitzt" zum Ausdruck. Der arme Pierrot hat vielleicht sein halbes Vermögen für den Blumenstrauß geopfert, mit dem er die kecke Colombine zu beglücken gedachte, und nun, da er ihn darreicht, schlägt sie ihm lachend mit dem Fächer das kostbare Bouquet aus der Hand.

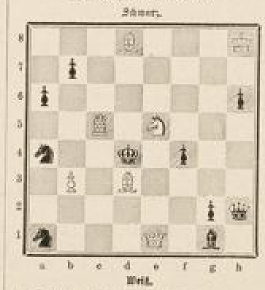
Ein Stückchen vergeblicher Liebesmüh' veranschaulicht auch „Die neueste Komposition" von Felix Ehrlich. Der arme, alte Narr, der von allen verhöhnt wird, hat allein bei dem hübschen Zöfchen ein mitfühlendes Herz entdeckt, und ihr weiht er dankbar sein neuestes Tonstück. Aber auch sie lacht ihn aus, und sobald er's gewahr wird, dürfte ein schriller Quietschton der Klarinette den musikalischen Vortrag beenden.

Schach. (Bearbeitet von C. Schallopp.)

Aufgabe 10.

Von C. Planck in London.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 7:

W. 1. Ld5–h1

S. 1. Ke5–f4

W. 2. Dd7–d4†

S. 2. Kf4–g3, g5

W. 3. Se3–f1, Dd4–g4 matt.

A.

S. 1. f6–f5

W. 2. Dd7–g7†

S. 2. Ke5–f4, d4

W. 3. Se3–d5, Dg7–e7 matt.

B.

S. 1. beliebig anders

W. 2. Dd7–e7†

S. 2. Ke5–d4

W. 3. Se3–f5 matt.

Partie Nr. 8.

Gespielt im Industrieverein zu Kopenhagen im Dezember 1897. („Nationaltidende".)

Spanische Partie.

Weiß: J. Iversen. — Schwarz: N.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2–e4	**e7–e5**	6. La4–b3	d7–d5
2. Sg1–f3	**Sb8–c6**	7. Sb1–c3	Lc8–g4[3])
3. Lf1–b5	Sg8–e7[1])	8. Sc3×d5	Sc6–d4†
4. 0–0[2])	a7–a6	9. Sf3×e5	Lg4×d1[4])
5. Lb5–a4	b7–b5	10. Sd5–f6†	g7×f6
		11. Lb3×f7 matt.	

[1]) Dieser Zug, der sich schon bei Lucena (1497) findet, war früher unter den stärksten Meistern sehr üblich.

[2]) Noch kräftiger ist 4. d2–d4, welcher Zug später die Verteidigung Sg8–e7 in Mißkredit gebracht hat.

[3]) Der Läufer ging besser nach e6. Der Textzug giebt dem Anziehenden Gelegenheit zu einer hübschen Opferkombination.

[4]) Auf Sd4×b3 kann 10. Se5×g4 Sb3×a1 11. Sg4–f6† g7×f6 12. Sd5×f6 matt die Folge sein.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Ueber Land und Meer

№ 20.

Aus Zeit und Leben.

Abgeblitzt. Nach dem Gemälde von Ethel Wright.

1898 (Bd. 79).

Jährlich 52 Nummern = ℳ 14.–

Silbenrätsel.

1.

Es fällt und fällt und ist doch still und rein,
Es steht nicht auf und bleibt doch oft nicht liegen,
Die Schönheit weicht, tritt Farbenwechsel ein,
Wie es geschieht in seinen letzten Zügen.

2.

So schnell und lustig fliegt es hin und her,
Und helle Kinderaugen es begleiten;
Sie leuchten später oder wohl noch mehr,
Geschlecht es ihnen seine Herrlichkeiten.

Das Ganze.

Nur während Winter die Natur umfängt,
Wird es mit Scherz und Uebermut gestaltet,
Doch schöner ist's, wenn es die Hüllen sprengt,
Sobald die warme Frühlingssonne waltet.

M. Sch.

Worträtsel.

So, wie mein Wort sich dir zeigt, trägst du mich, wenn du ein Mann bist,
Setzt du ein Zeichen hinein, geb' ich zu tragen dem Mann;
Nimmst du den Kopf mir hinweg, fünd' ich der fürstlichen Namen,
Rauchst du mir aber den Fuß, bin ich ein windig Geschlecht.

Citatenrätsel.

Mit Würde vieles ohne Anmut sagen,
In Einzelheiten sich verlieren gern,
Besonders keinen Widerspruch vertragen,
— — — — — — — — — — — —

Lockt dich die Fremde auch mit falschem Schimmer,
Verfall nicht ihrem unheilvollen Baum;
Veracht die Heimat deiner Väter nimmer,
— — — — — — — — — — — —

B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 18:

Des Worträtsels: Anführen.
Des Dichter-Verschiebrätsels: Leuthold.
Des Worträtsels: „Gericht" — „er, ich".
Des Umstellrätsels: Mietschel — Tischler — Streiche — Schleier.

Litteratur.

— Eine der angesehensten deutschen Tageszeitungen, die in München (früher in Augsburg) erscheinende „Allgemeine Zeitung", hat am 1. Januar das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens begangen. Unter allen Blättern Deutschlands, ja man darf sagen der ganzen Erde ist keines, das auf eine so glänzende Geschichte zurückblickt wie die „Allgemeine Zeitung". Begründet von Joh. Friedr. Cotta, dem ebenso thatkräftigen wie genialen Förderer der deutschen Litteratur, der namentlich als uneigennütziger Freund und Verleger Schillers und Goethes in der Geschichte des deutschen Geisteslebens einen ruhmvollen Namen besitzt, hat die „Allgemeine Zeitung" dank der rastlosen Thätigkeit und dem idealen Sinn ihres Begründers und seines Nachfolgers viele Jahrzehnte lang unbestritten den ersten Platz unter den publizistischen Organen Deutschlands eingenommen und behauptet diesen Rang auch unter den von Grund aus veränderten Verhältnissen der Gegenwart als völlig unabhängiges, mit weitschauendem Blick geleitetes politisches Blatt, dem in seiner altberühmten „Beilage" ein besonderes, ebenso gediegenes Organ für die Bertretung aller wissenschaftlichen Interessen zur Seite steht. Zur Feier des Jubiläums hat der Verlag des Blattes eine ausführliche, auf umfassenden archivalischen Studien beruhende Geschichte der „Allgemeinen Zeitung", verfaßt von Dr. E. Heyck, herausgegeben, die einen äußerst wertvollen, interessanten Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse darstellt. Beigegeben ist dem Buch eine getreue Nachbildung der ersten Nummer des Blattes, die am 1. Januar 1798 unter dem Titel „Neueste Welt-Kunde" ins Leben trat.

— Kurz vor Ablauf des vergangenen Jahres hat der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein den 28. Jahrgang seines Jahrbuchs „Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" erscheinen lassen, der wiederum neben einer Reihe trefflicher Abhandlungen eine Fülle interessanter alpiner Ansichten, teils auf Lichtdrucktafeln, teils in den Text eingestreut, bringt. Von den größeren Beilagen seien erwähnt die prächtige Gesamtansicht der Venediger Gruppe und Zillertaler Alpen vom Glockenkarkopf, nach einer photographischen Aufnahme von Würthle & Sohn ausgeführt, sowie das letzte Blatt der großen Simonschen Karte vom Oetztal und Stubai, womit dieses im Auftrage des Vereins geschaffene Spezialkartenwerk in vier mustergültig ausgeführten Blättern nunmehr fertig vorliegt.

Ueber Land und Meer-Photographien
für „Ueber Land und Meer"-Abonnenten.

Wir bitten, die Anzeigen in Nr. 1, 5, 8 und 19 von „Ueber Land und Meer" nachzulesen.

Bis heute wurden bestellt von 3068 Einsendern 4880 Dutzend in Summa **58560 Stück.**

Stuttgart, den 25. Januar 1898, abends 6 Uhr.
Neckarstraße 121/23.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Zur Beachtung! Um zeitraubende Korrespondenzen zu vermeiden, bitten wir, den Photographien, denen eine Jahreszahl 1893, 1894, 1895, 1896, 1897 oder 1898 aufgedruckt oder eingeprägt ist, die Erklärung seitens des Bestellers beizufügen, daß **das Recht der Vervielfältigung dem Photographen nicht ausdrücklich übertragen wurde.**

Unser Angebot erstreckt sich auf die Dauer des ganzen laufenden Jahrganges. Auch neu eingetretene Abonnenten können deshalb den ausgiebigsten Gebrauch davon machen. Besonders den Teilnehmern an den bevorstehenden Kostümfesten, Maskeraden u. a. bietet sich hier Gelegenheit zu Vervielfältigung und Austausch ihrer Photographien zu bisher unerreicht billigem Preise. Die Vortrefflichkeit unsrer Photographien ist inzwischen anerkannt.

Flügel, Pianinos, Harmoniums,
in anerkannt unübertroffener Qualität.
„Schiedmayer, Pianofortefabrik"
vormals J. & P. Schiedmayer. **Kgl. Hoflieferanten.**
Genaue Adresse: Neckarstrasse 12, Stuttgart.
57 Ehrendiplome und Medaillen. *28000 Instrumente im Gebrauch.*

Scheringʼs Pepsin-Essenz
nach Vorschrift von Geh.-Rat Prof. Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlicher Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis** ½ **Fl. 3.** ½ **Fl. 1.50 M.**
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich **Schering's** Pepsin-Essenz.

Rheinisches Technikum Bingen
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Programme kostenfrei.

Epilepsie (Fallsucht).
Krampfleidende erhalten gratis Heilungs-Anweisung von Dr. philos. **Lynds** in Karasdorf in Westfalen.
Referenzen in allen Ländern.

Nippe & Pasche, Berlin, Leipzigerstr. 73. DRGM 87159
Verlangen Sie grat. u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, verstellbar. 3000 im Gebr. Chaiselongue-Bettst. Victoria v. 16.50 an.

Das angenehmste Abführmittel
Abführender Thee Chambard THÉ CHAMBARD
Das beste Mittel gegen Verstopfung
DIE SCHACHTEL 1 MARK. — ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — General-Depôt: Zahn & Seeger, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Berndorfer Alpacca-Silber!!
Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.
Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall,** genannt **Alpacca,** und aus garantirt **reinem Silber.**
Die garantirte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln.
Gravirungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch u. durch silberweiss.
Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe sind die praktischsten
Hochzeits- und Ausstattungs-Geschenke!
Sie sind für den **täglichen Gebrauch** berechnet.
Als sogen. **Hôtelsilber** geniessen sie einen Weltruf!
Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke werden jederzeit im abgenutzten Zustande um ⅓ des Fabrikpreises gegen neue Waare zurückgekauft!

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp.
Engros-Niederlage für Deutschland **Berlin, Leipzigerstrasse 101/102.**
Moskau Schmiedebrücke. **Birmingham** Frederick Street 25. **Budapest** Weitnergasse 25. **London** 194 Regent Street 4. **Mailand** Piazza S. Marco 5. **Paris** Rue de Malte 48. **Stockholm** Vasagatan 26. **Wien I.** Wollzeile 12.
An Plätzen ohne Verkaufsstelle wende man sich gefälligst direct an die Engros-Niederlage. ***Prospecte gratis.***

BRENNABOR RÄDER

Gebr. Reichstein
Brandenburg a. H.
Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik Deutschlands.
2150 Arbeiter.

Harzer **Kanarienvögel** empfiehlt in bekannter Güte
Herm. Natermann, Clausthal, Oberharz.
Preiscourant gratis und franko.

Söhne angesehener Eltern!
die aus Neigung oder Gesundheitsrücksichten den **Gärtner-Beruf** wählen wollen resp. ergriffen haben, finden unter günstigen Bedingungen Aufnahme und sorgfältige Ausbildung an der bestens empfohlenen
Gärtner-Lehranstalt Köstritz (Leipzig-Gera). Auskunft d. Direktion.